LIOTHEK
BURG
Philos. 4923

9
o.

615

IV a 21.
Gymr
29.
Studien-Anstalts-
Bibliothek
in Regensburg.
Bibliothek
des
Alten Gymnasiums
in
Regensburg
Phil. 76
SBR069027106582

STAATL. BIBLIOTHEK
REGENSBURG
Philos.
4923

Ueber die

Sprache und Weisheit

der

Indier.

Bibliothek des K. Alten Gymnasiums in Regensburg.

Ein Beitrag
zur
Begründung der Alterthumskunde

von

Friedrich Schlegel.

STUDIEN BIBLIOTHEK REGENSBURG

Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte.

Heidelberg,
bei Mohr und Zimmer.
1808.

Unveräußerliches Buch

zur

Königl. Studien-

schulbibl.

STAATL. BIBLIOTHEK
REGENSBURG

1962/984

V o r r e d e.

Von Indien her erwarteten, besonders nach dem, was Wilkins und William Jones bekannt gemacht hatten, die Alterthumsforscher Aufschluß über die bis jetzt so dunkle Geschichte der Urwelt; und die Freunde der Poesie hofften besonders seit der Erscheinung der Sokuntola von daher noch manches ähnliche schöne Gebilde

des asiatischen Geistes zu sehen, so wie dieses von Anmuth und Liebe beseelt.

Um so mehr darf ich auf einige Theilnahme für den Gegenstand dieser Schrift rechnen, welche die Ausbeute meiner, seit dem Jahre 1803 gemachten Studien der Sanskrit-Sprache und des indischen Alterthums enthält. Die Kenntniß, die es mir davon zu erwerben gelang, verdanke ich vorzüglich der Freundschaft des Herrn Alexander Hamilton (Mitglied der Calcuttaischen Gesellschaft, und jetzt Professor der persischen und indischen Sprache in England) der mir seinen mündlichen Unterricht vom Frühjahr 1803 — 1804 schenkte. Alle Mittel für den weitern Fortgang meines Vorhabens fand ich in der bereitwilligen Güte, mit welcher Herr Langle's (Conservator der orientalischen Manuscripte der Kaiserlichen Bibliothek, und Prä-

sident der Specialschule der lebenden orientalischen Sprachen zu Paris,) welcher der gelehrten Welt durch so manches verdienstvolle Werk bekannt ist, mir alle Schätze sowohl der öffentlichen, als auch seiner eignen eben so reichen, als planmäßig und geschmackvoll gesammelten Bibliothek mittheilte.

Für die indische Sprache benutzte ich ausser dem schon erwähnten mündlichen Unterricht, vorzüglich ein Manuscript der Kaiserl. Bibliothek zu Paris, Nro. 283 des gedruckten Katalogs, welches einen ungenannten Missionarius zum Verfasser hat. Es enthält 1) eine kurze Grammatik des Sanskrit nach dem M u g d h o b ō d h o des B ō p o d e v o; 2) den O m o r o k ō s h a, ein Realwörterbuch des O m o r o s i n h o, mit einer lateinischen Erklärung, und 3) ein Wörterbuch der Wurzeln, K o v i k o l p o d r u m a, d. h. der

Dichter Reichthums Baum. Die Handschrift ist im Ganzen sehr leserlich; das Indische ist in den Bengalischen Charakteren geschrieben. — Bei Gegenständen, für welche es im Lateinischen an Worten fehlt, ist bisweilen, jedoch nur selten, das Portugiesische oder Französische zu Hülfe genommen. Schreibefehler oder Versehen, welche bei der ersten Abfassung eines so weitläuftigen Werks selten ganz vermieden werden, sind wohl nur wenige darin; nach dem Wurzelwörterbuch zu urtheilen, welches Herr Alexander Hamilton in meiner Abschrift zu revidiren, und mir einige Fehler darin anzuzeigen die Güte hatte. Freilich aber ist die lateinische Erklärung der indischen Worte in beiden Lexicis fast immer nur ganz kurz, oft daher, wenigstens dem Anfänger, ungenügend.

Mein Wunsch ging eigentlich dahin, eine indische Chrestomathie in lateinischer Sprache und in den Original-Charakteren herauszugeben, welche ausser den Anfangsgründen der Grammatik eine Auswahl zweckmäßiger indischer Stücke mit lateinischer Paraphrase, Noten und Glossar enthalten sollte. Ich hatte alles dazu vorbereitet, und ausser der Grammatik und den beiden Wörterbüchern auch einen beträchtlichen und mehr als hinreichenden Vorrath solcher Stücke in den Original-Charakteren copirt, und für jenen Zweck bearbeitet. Nebst den in dem Anhange erwähnten Stücken aus dem Bhogovotgita, Ramayon und Monu's Gesetzbuch, besitze ich auch eine Abschrift von dem ersten Akte der Sokuntola des Kalidas nach einer sehr zierlichen bengalischen Handschrift, mit Scholien, in denen das Prakrit des Textes in Sanscrit

übertragen ist; und einen Theil des Hitopadesa, ein Werk, das für den Anfänger vorzüglich zweckmäßig ist. Nur ist das Pariser Exemplar nicht sehr correct, und weicht oft beträchtlich von demjenigen ab, welches Wilkins bei seiner Uebersetzung vor Augen hatte. Die zu Calcutta gedruckte Ausgabe sah ich noch nicht. — Durch sorgfältiges Copiren vorzüglich schöner Manuscripte, sowohl in Devonagori als auch in bengalischen Charakteren hatte ich mich in Stand zu setzen gesucht, einem Formschneider mit guten Vorschriften an die Hand gehen zu können; aber freilich würde die Verfertigung indischer Typen eine Unterstützung erfordern, an welcher es mir bis jetzt fehlte. Die Aufopferung des eignen Vortheils für einen Zweck der Wissenschaft, hat ihren Lohn in sich selbst; wenn aber der Zweck von der Art ist, daß er nicht ohne eine äussere

Begünstigung erreicht werden kann, so ist es schmerzlich auf dem halben Wege nach dem erwünschten Ziele stehen bleiben zu müssen.

Und so mußte ich mich denn fürs erste darauf beschränken, durch den gegenwärtigen Versuch nur einen Beweis mehr zu liefern, wie fruchtbar das indische Studium dereinst noch werden könne, die Ueberzeugung allgemeiner zu verbreiten, welche reiche Schätze hier verborgen seien, die Liebe für dieses Studium, wenigstens vorläufig, auch in Deutschland anzufachen, und für die Ansicht des Ganzen einen festen Grund zu legen, auf welchem sich nachher mit Sicherheit weiter fortbauen liesse. Die metrische Uesetzung indischer Gedichte mögen die Freunde der Poesie als eine angenehme Zugabe betrachten, und als ersten Versuch dieser Art mit Nachsicht beurtheilen.

Möchte das indische Studium nur einige solche Anbauer und Begünstiger finden, wie deren Italien und Deutschland im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert für das griechische Studium so manche sich plötzlich erheben und in kurzer Zeit so Großes leisten sah; indem durch die wiedererweckte Kenntniß des Alterthums schnell die Gestalt aller Wissenschaften, ja man kann wohl sagen der Welt, verändert und verjüngt ward. Nicht weniger groß und allgemein, wir wagen es zu behaupten, würde auch jetzt die Wirkung des indischen Studiums sein, wenn es mit eben der Kraft ergriffen, und in den Kreis der europäischen Kenntnisse eingeführt würde. Und warum sollte es nicht? Auch jene für die Wissenschaften so ruhmvollen Zeiten der Medicäer waren unruhig, kriegerisch und grade für Italien zum Theil zerrüttend; dennoch ge-

lang es dem Eifer einiger Wenigen, alles dies Ausserordentliche zu Stande zu bringen; denn ihr Eifer war groß und fand in der angemeßnen Größe öffentlicher Anstalten, und in der edlen Ruhmbegierde einzelner Fürsten die Unterstützung und Begünstigung, deren ein solches Studium beim ersten Anfange bedarf.

Noch führe ich die mir bekannt gewordenen Deutschen an, welche sich mit dem Studium der altindischen Sprache beschäftigt haben. Der erste, den ich erwähnt finde, ist der Missionarius Heinrich Roth, der im Jahre 1664 „die sanscretanische Sprache erlernt, um mit den Brahminen disputiren zu können.“ — Großen Ruhm erwarb sich in diesem Fach der im Jahr 1699 nach Indien abgegangene Jesuit Hanxleden, der über 30 Jahre (1732 wird sein Tod gemeldet) in der malabarischen Mission arbeitete,

selbst vieles in der altindischen (im Gronthon) und in der gemeinen Landessprache (dem Malabarischen) in Prosa und in Versen geschrieben, Sprachlehren und Wörterbücher darüber verfaßt, und dessen wahrscheinlich sehr reicher und gehaltvoller Nachlaß zu Rom sich befindet. Der durch mehre gelehrten Schriften über das indische Alterthum bekannte Paulinus a St. Bartholomäo beruft sich mehrmals auf Hanxledens Arbeiten und handschriftlichen Nachlaß.

Der Hauptmann Wilford in englischen Diensten, von Geburt ein Deutscher, ist aus seinen Aufsätzen in der Sammlung der Calcuttaischen Gesellschaft allgemein bekannt.

Auch bemerke ich, daß mein älterer Bruder, Karl August Schlegel, gestorben zu Madraß den 9ten September 1789, in den letzten Jahren seines Lebens durch Reisen und durch Um=

gang mit den Eingebohrnen ein Studium des Landes, der Verfassung und des indischen Geistes begonnen hatte, das nur zu früh durch seinen Tod unterbrochen ward.

Inhalt.

Ueber die Sprache und Weisheit der Indier.

Erstes Buch. Von der Sprache.

Erstes Kapitel. Von der indischen Sprache überhaupt . . . . S. 3
Zweites Kapitel. Von der Verwandtschaft der Wurzeln . . . . — 6
Drittes Kapitel. Von der grammatischen Structur . . . . — 27
Viertes Kapitel. Von zwei Hauptgattungen der Sprache nach ihrem innern Bau. — 44
Fünftes Kapitel. Von dem Ursprunge der Sprachen . . . . — 60
Sechstes Kapitel. Von der Verschiedenheit der verwandten und einigen merkwürdigen Mittelsprachen . . . . — 71

Zweites Buch. Von der Philosophie.

Erstes Kapitel. Vorläufige Bemerkungen — 89
Zweites Kapitel. System der Seelenwanderung und Emanation . . . . — 95
Drittes Kapitel. Vom astrologischen Aberglauben und wilden Naturdienst . . . — 114

Viertes Kapitel. Die Lehre von zwei Principien . . . . S. 125
Fünftes Kapitel. Vom Pantheismus . — 140

Drittes Buch. Historische Ideen.

Erstes Kapitel. Vom Ursprunge der Poesie — 157
Zweites Kapitel. Von den ältesten Wanderungen der Völker . . . . — 165
Drittes Kapitel. Von den indischen Kolonien und der indischen Verfassung . . — 173
Viertes Kapitel. Von dem orientalischen und indischen Studium überhaupt und dessen Werth und Zweck . . . . — 196

Indische Gedichte.

I. Anfang des Ramayon . . . . — 231
II. Indische Kosmogonie, aus dem ersten Buche der Gesetze des Monu . . . . — 272
III. Aus dem Bhogovotgita . . . . — 284
IV. Aus der Geschichte der Sokuntola, nach dem Mohabharot . . . . — 308

Erstes Buch.

Von der Sprache.

Erstes Kapitel.

Von der indischen Sprache überhaupt.

Das alte indische Sonskrito d. h. die gebildete oder vollkommne auch Gronthon d. h. die Schrift- oder Büchersprache hat die größte Verwandtschaft mit der römischen und griechischen so wie mit der germanischen und persischen Sprache. Die Aehnlichkeit liegt nicht bloß in einer großen Anzahl von Wurzeln, die sie mit ihnen gemein hat, sondern sie erstreckt sich bis auf die innerste Structur und Grammatik. Die Uebereinstimmung ist also keine zufällige, die sich aus Einmischung erklären liesse; sondern eine wesentliche, die auf gemeinschaftliche Abstammung deutet. Bei der Vergleichung ergiebt sich ferner, daß die indische Sprache die ältere sei, die andern aber jünger und aus jener abgeleitet.

Mit der armenischen, den slavischen Sprachen und nächstdem mit der celtischen, ist die Ver-

wandschaft des Indischen entweder gering, oder steht doch in gar keinem Verhältniß zu der großen Uebereinstimmung mit jenen zuvor genannten Sprache, die wir aus ihr ableiten. Ganz zu übersehen ist diese obwohl geringe Verwandtschaft aber dennoch nicht, da sie in der Ordnung, wie diese Sprachen genannt worden sind, sich selbst noch wenigstens in einigen grammatischen Formen kund giebt, in solchen Bestandtheilen die nicht unter die Zufälligkeiten der Sprachen gerechnet werden können, sondern zur innern Structur derselben gehören.

In der hebräischen Sprache und den verwandten Mundarten dürften sich, so wie in der koptischen noch indische Wurzeln genug finden. Aber dieß beweist keine ursprüngliche Verwandtschaft, da es Folge bloßer Einmischung sein kann. Die Grammatik jener Sprachen ist so wie auch die baskische grundverschieden von der indischen.

Die große bis jetzt noch nicht völlig bestimmbare Menge der übrigen nord- und süd-asiatischen oder amerikanischen Sprachen, hat mit der indischen Sprachfamilie durchaus keine wesentliche Verwandtschaft. In der Grammatik dieser Spra-

chen, die von der indischen gleichfalls ganz verschieden ist, zeigt sich zwar bei mehrern ein gleichförmiger Gang; in den Wurzeln aber sind sie auch unter sich so durchaus verschieden und so ganz abweichend, daß sich keine Möglichkeit zeigt, sie auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückführen zu können.

Die großen Folgen dieser Sprachvergleichung für die älteste Geschichte vom Ursprunge der Völker und ihren frühesten Wanderungen, werden in der Folge der Gegenstand der Untersuchung sein. In diesem ersten Buche begnügen wir uns, jene Sätze selbst, einfache aber viel umfassende Resultate gewissenhafter Forschung zu begründen und deutlich zu machen.

Zweites Kapitel.

Von der Verwandtschaft der Wurzeln.

Daß die behauptete Verwandtschaft nicht irgend auf etymologischen Künsteleien beruhe, deren man ehe die rechte Quelle gefunden war, so viele ersonnen hat, sondern daß sie dem unbefangenen Forscher als einfache Thatsache sich darbiete, werden einige Beispiele am deutlichsten zeigen können.

Wir erlauben uns dabei keine Art von Veränderungs- oder Versetzungsregel der Buchstaben, sondern fodern völlige Gleichheit des Worts zum Beweise der Abstammung. Freilich wenn sich die Mittelglieder historisch nachweisen lassen, so mag giorno von dies abgeleitet werden, und wenn statt des lateinischen f im Spanischen so oft h eintritt, das lateinische p in der deutschen Form desselben Worts sehr häufig f wird, und c nicht selten h, so gründet dieß allerdings eine Analogie

auch für andre nicht ganz so evidente Fälle. Nur muß man, wie gesagt, die Mittelglieder oder die allgemeine Analogie historisch nachweisen können; nach Grundsätzen erdichtet darf nichts werden, und die Uebereinstimmung muß schon sehr groß und einleuchtend sein, um auch nur geringe Formverschiedenheiten gestatten zu dürfen.

Ich führe zunächst einige indische Worte an, welche dem Deutschen eigenthümlich sind. Schrityoti — er schreitet, vindoti — er findet, shlißyoti — er umschließet; Onto — das Ende, Monuschyo — der Mensch, Shvosa, Svostri — die Schwester, Rotho — das Rad, Bhruvo — die Brauen der Augen, Torsho — der Durst, Tandovon — der Tanz, Ondani — die Enten, Noko — der Nagel, sthiro — unbeweglich, stier, Oshonon — das Essen u. s. w.

Andre Wurzeln stimmen mehr mit der Form der Worte überein, die sich in den verwandten Mundarten darbietet. Yüyon — ihr, Englisch you; shvopno — der Schlaf, Isländisch sveffn; lökote — er sieht, das altdeutsche Lugen. Upo — auf, stimmt mit dem Nieder-

deutschen überein; desgleichen vetsi, vetti — du weißt, er weiß, dem auch das lateinische videt verwandt, doch mit etwas veränderter Bedeutung. Das Niederdeutsche ist für die Etymologie überhaupt wichtig, weil sich die ältern Formen oft grade hier erhalten haben. Rokſho und Rakſhoſo — Rieſe, könnte das alte Recke ſein.

Wir haben hier nur einige wenige eigenthümlich Deutsche Wurzeln zum Beiſpiel angeführt, um allen Zweifeln entgegen zu kommen; nicht ſolche Worte, die das Deutſche mit dem Lateiniſchen und mit mehren der abgeleiteten Sprachen gemein hat, wie Naſa — die Naſe, miſhroti — er miſcht, Namo der Nahme; oder insbeſondre mit dem Perſiſchen, wie Tvari — die Thür در, Bondhon — das Band بند, Ghormo — warm گرم, Gauh die Kuh گاو. Noch verweilen wir bei den allen dieſen Sprachen gemeinſchaftlichen Benennungen von Vater, Mutter, Bruder und Tochter; im Indiſchen Pita, Mata, Bhrata, Duhita; wobei ich nur bemerke, daß alle dieſe Worte im Accuſativ und einigen andern Caſus ein r an-

nehmen, pitoron, den Vater u. s. w. Mehrere besonders merkwürdige dieser gemeinschaftlichen Worte werden späterhin vorkommen.

Aus der griechischen Sprache wählen wir vorzüglich nur solche Beispiele aus, die zugleich die Aehnlichkeit und Gleichheit der Structur zeigen, oder einfache Grundbestandtheile der Sprache sind. Osmi, osi, osti — ich bin, du bist, er ist — stimmt ganz mit εσμι, εσσι, εςτι überein, wenn wir in den ersten beiden Fällen für ειμι und εις die ältere Form nehmen. An das o stoße man sich nicht; es ist der kurze Vokal, der wenn er nicht Anfangsbuchstabe ist, im Worte selbst nicht geschrieben wird, dem grammatischen System zufolge ein kurzes a bedeutet, in der herschenden Aussprache aber meistens als kurzes o, in einigen Worten als kurzes e lautet.

Noch ein Beispiel mag die Aehnlichkeit bestätigen. Dodami, dodasi, dodati — ich gebe, du giebst, er giebt — ganz wie διδωμι u. s. w.; das lange a stimmt indessen mehr zu dem römischen das, dat. — Ma ist eine indische Negation, wie im Griechischen μη. Der kurze Vokal o oder a wird in derselben Bedeu-

tung den Worten präfigirt, wie das α privativum. Dur wird in derselben Bedeutung präfigirt, wie das griechische δυς, im Persischen دش, wie دشمن — der übelgesinnte, der Feind, indisch durmonoh. Die indische Sprache hat mit der griechischen, lateinischen und deutschen nicht nur die Eigenschaft gemein, daß sie der ursprünglichen Bedeutung der Zeitwörter durch vorgesetzte Partikeln die mannichfaltigsten Nebenstimmungen geben kann, sondern die meisten aller der Partikeln, deren sie sich zu diesem Zweck bedient, finden sich in den genannten Sprachen wieder. Dem Indischen und Griechischen sind folgende gemein: son genau dasselbe wie das griechische συμ; poti ist das alte ποτι für προς; onu bedeutet nach wie ανα. Pro findet sich in derselben Bedeutung auch im Lateinischen wie im Griechischen; â hat die Bedeutung des lateinischen ad, des Deutschen an; die verneinende Partikel no stimmt mit dem Lateinischen und Deutschen überein; upo ist das Deutsche auf nach der niederdeutschen Aussprache, ut das Deutsche aus nach derselbigen.

Wie viel Uebereinstimmung in solchen einfachen Grundbestandtheilen der Sprache beweise, ist jedem bekannt, der sich mit Forschungen der Art beschäftigt hat. Um so mehr übergehen wir Worte, wo die Uebereinstimmung nur die Wurzel betrift, ohne weitere Merkwürdigkeit; wie osthi — Knochen, οστεον; prothomo — der erste, πρωτος; etoron — ein andres, das andre, ἑτερον; udokon — Wasser, ὑδωρ; druh und drumoh — der Baum, δρυς; labho — das Nehmen, Empfangen, lobhote — er nimmt, verwandt mit λαβω, λαμβανω; piyote — er trinkt, πιει; sevyoti er verehrt und er wird verehrt, σεβειν u. s. w. Masoh — der Monath, μεις; Chondro der Mond heißt auch Chondromah, wo die letzte Sylbe wohl die Wurzel ist, von der masoh und auch das Persische ماه abzuleiten ist, wie auch das Deutsche Mond, im Niederdeutschen Mahn.

Nur aus der römischen Sprache, in welcher die Zahl der indischen Wurzeln vielleicht mit am größten ist, führen wir einige Beispiele der sonderbaren Gleichheit wegen an. Vohoti — vehit, vomoti — vomit,

vortute — vertitur, svonoh — sonus, nidhih — nidus, sorpoh — serpens, navyon — navis, danon — donum, dinon — der Tag, dies, vidhova — vidua, podon — pes, pedis; asyon — das Antlitz, os, yauvonoh — iuvenis, modhyoh — medius, yugon — jugum, von yunkte — iungit und iungitur; eine sehr weitverbreitete Wurzel, welche in den abgeleiteten Bedeutungen auch in der philosophischen Terminologie der Indier eine wichtige Stelle einnimmt. Ferner rosoh — der Saft, ros; viroh — der Held, vir; dontah — dentes, Persisch دندان; soroh — series; keshoh — das Haar, findet sich noch in caesa-ries, wovon Caesar so viel als crinitus wohl besser abgeleitet wird, als auf die gewöhnliche Weise; ognih — das Feuer, ignis; potih — der Gebieter oder etwas besitzend, dessen mächtig — wird zur Bildung zusammengesetzter Worte grade eben so gebraucht wie das römische potens. Worte die man für schallnachbildend halten dürfte, wie shushyoti sugit, mormoroh — murmur, tumuloh — tumultus, übergehe ich so wie

viele andre, die bei genauer Untersuchung wohl nicht zweifelhaft scheinen dürften, doch aber nicht so unmittelbar einleuchtend sind als die eben angeführten.

Die indischen Worte, welche sich im Persischen wiederfinden, sind dem eigenthümlichen Charakter dieser Sprache gemäß am stärksten abgekürzt, und nur selten ganz unverletzt erhalten wie rōjo — der Glanz, glänzend — in روشن. Nicht nur fällt die Endung meistens weg und wird das zweisylbige Wort dadurch einsylbig wie apoh — Wasser آب, ospoh — das Roß اسپ, bhishmoh oder bhimoh — Schrecken — بیم, shiroh — das Haupt — سر; shakhoh — ein Zweig — شاخ, kamoh — Begierde — کام. Es gehen oft noch wesentlichere Bestandtheile verlohren wie پا der Fuß — von podo oder pado, پر voll — von purnon, تن der Leib — von tonūh oder tonuh, ده zehn — von doshoh, سیاه schwarz — von shyamoh. Aus dem dreisylbigen pavokoh, der Reiniger auch ein

Beiwort des Feuers, wird das einsylbige پاکی, rein. Kaum würde man mitroh — der Freund und dann auch ein Beiwort der Sonne — noch in مر wiedererkennen, wenn nicht das Mithras der Alten, überhaupt aber die Analogie bei der großen Menge ähnlicher Fälle zu Hülfe käme. Wenn man die andern Beispiele vergleicht, möchte man immer glauben, daß auch دم — der Hauch — noch von dem indischen Atmoh der Geist u. s. w. komme, was sich in ατμη und Athem ganz erhalten hat. Für die Ableitung des Persischen wird es daher von großem Nutzen sein, wenn man auch auf die neuere oft schon abgekürzte Form Rücksicht nimmt, welche das alte Sanskritwort im Prakrit oder in den hindostanischen Mundarten annimmt.

Daß ein so überwiegender Hang zum Abkürzen, der selbst die Wurzeln und Stammsylben angreift, sich dem Onomatopoëtischen nähere und den Geist der Sprache wieder zu dieser Stufe hinführe, kann das Persische selbst zum Beispiel dienen; denn keine unter allen Sprachen, die

mit der indischen im nächsten Grade der Verwandtschaft stehen, liebt die schallnachbildenden oder doch mit dem Schall spielenden Worte so sehr als diese.

Im Lateinischen und nächstdem im Deutschen und Griechischen leiden die indischen Worte ungleich weniger Veränderung. Doch zeigt auch hier oft die unmittelbare Vergleichung, daß die indische Form die ältere sei. Aus rōktoh oder rōhitoh kann wohl roth, aus Schleshmo — Schleim, aus vohulon — viel werden, da die Worte wie das Gepräge des Geldes im Gebrauch und Umlauf sich leicht abschleifen und verwischen, aber nicht umgekehrt.

Oft treffen auch die an sich ziemlich entfernten Formen der abgeleiteten Sprachen in dem indischen Worte, wie in ihrer gemeinschaftlichen Wurzel zusammen. Aus putroh (dem das celtische potr am treusten geblieben ist) kann eben so leicht puer als پسر werden; aus svedoh wird Schweiß nach der niederdeutschen Aussprache eben so gut abgeleitet als sudor; in noroh trift das persische نر und das griechi-

sche ανηρ zusammen; in trasoh — Zittern und Furcht — das griechische τρεω, das lateinische tremo und das persische ترسیدن; samudron — das Meer — vereinigt das Deutsche See und das griechische ὑδωρ; Knie würde man nicht von janu ableiten wollen, wenn nicht γονυ und genu den Uebergang zeigten.

Noch wichtiger ist es vielleicht, daß einige Worte der neuern Sprachen, die sich in diesen selbst nicht weiter auflösen lassen, aus dem Indischen sich ableiten und nach ihrer Zusammensetzung erklären lassen. Prandium z. B. wird gewiß ohne Zwang von dem indischen prahnoh — der Vormittag — abgeleitet, welches selbst aus der Partikel pro und ohoh der Tag, im fünften und sechsten Casus ohnoh zusammengesetzt ist. Eben so monile von moni Edelstein. Sponte kömmt mit dem Ablativ svante auch in der Bedeutung überein; svanton aber ist zusammengesetzt aus der Partikel svo und onto — quod finem suum in se habet.

Auffallend ist es, wie groß mannichmal selbst in einer bestimmten Flexion die Uebereinstimmung ist; ayonton z. B. und euntem, von yati,

er geht, auch eti, it; oder wie dieß auch bei zusammengesetzten Worten zutrift, wie Tvarsthito — der Thürsteher, Ontortvari — die innre Thür.

Auch bleibt es immer merkwürdig, obwohl man aus einzelnen Aehnlichkeiten der Art viel zu viel für das Ganze geschlossen hat, daß mehre griechische und römische Götternahmen, die in diesen Sprachen selbst keine Ableitung finden, aus dem Indischen erklärt werden können. Doch dieß gehört zum Theil einer andern Untersuchung an; wir beschränken uns hier einzig auf die Sprache, und übergehen alles, was nicht auf den ersten Blick gewiß ist und eine weitere Auseinandersetzung fodern würde. Nur das eine mag der Merkwürdigkeit wegen im Vorbeigehn angeführt werden, daß selbst der Nahme Roma's indisch sein dürfte. Zwar bietet sich das griechische ῥωμη dar, das aber auch ziemlich allein steht, und welcher Sprache das Wort ursprünglich angehöre, kann wohl kein Zweifel bleiben, wenn man betrachtet, wie weit das Geschlecht der Wurzel romo, romote, wovon roti, ramo u. s. w., sich im Indischen ausbreitet, welche Worte sämmtlich Freude,

besonders auch des Siegers und Helden bedeuten, und in dem alten Gedicht vom Ramo so oft zu Anklängen und schönen Anspielungen auf den Nahmen des Helden gebraucht werden.

Ein und dasselbe indische Wort trift in einer Umbiegung oft mehr mit der einen, in der andern mit einer andern der verwandten Sprachen überein. Chindonti z. B. ist fast ganz wie scindunt; der Infinitiv chettun aber nähert sich eher dem Deutschen scheiden; dem tonu ist tenuis ähnlicher als dünn, das Zeitwort tonōti (dessen Bedeutung tonu auch neben jener umfaßt,) stimmt mehr mit dem Deutschen dehnet überein, als mit dem Lateinischen in extendit. Zerstreute Glieder der abgeleiteten Sprachen finden sich im Indischen wie an der Wurzel zusammen; ut, das deutsche aus nach der niederdeutschen Form, ist schon angeführt worden: davon ist der regelmäßig gebildete Comparativ uttoron, das deutsche äußern; der regelmäßige Superlativ uttomon, das Lateinische ultimum, in der Bedeutung aber wie summum. Alle im Lateinischen, Deutschen, Persischen zerstreute Worte von der Familie mors, mortalis, مرد, مردن,

morden, Mord, finden ihren gemeinschaftlichen regelmäßigen Ursprung in der indischen Wurzel mri, wovon mrityuh, morttyah, moronon u. s. w. Dasselbe gilt von der in allen vier Sprachen, der lateinischen, griechischen, persischen und deutschen so weit verbreiteten Wortfamilie Stehen und Stand; tisthoti — er steht — kömmt am meisten mit dem Griechischen überein; sthanon — der Ort — mit dem persischen ستان; sthiro — unbeweglich — das deutsche stier, ist schon angeführt worden. Auch janami, gigno, γενναω, ist eine sehr fruchtbare Wurzel. Es sind deren zu viel, um sie alle anzuführen.

Als ein besonders lehrreiches Beispiel gemeinschaftlicher Abstammung aus dem Indischen wählen wir einige der vornehmsten Worte, die Geist, Denken, Wissen oder Reden bedeuten. Monoh, monoson ist das lateinische mens; das Zeitwort monyote — er denkt — finden wir in dem deutschen meinet. Motih ist das griechische μητις. Eine andre mit dieser und mit dem deutschen Muth verwandte Form liegt wohl in Amōdoh — Vergnügen, Anmuth —

zum Grunde; denn das a ist auch in dem indischen Amōdo (dem vielleicht auch das persische امید Hoffnung, verwandt ist) nur Präposition; von eben der Wurzel wäre dann unmadoh, wo un die nach dem Gesetz der Euphonie veränderte Präposition ut ist; unmadoh — rasend, wörtlich so viel als exmens, was in dem Englischen mad noch verstümmelt übrig sein könnte. Atmoh, was ipse und spiritus bedeutet, im Griechischen und Deutschen ατμη und Athem, ist schon vorgekommen. Desgleichen die Wurzel Vedo, wovon vetti, das deutsche Wissen; etwas abweichend in der Bedeutung, aber treuer in der Form ist das lateinische video. Von der fruchtbaren Wurzel jna, die gleichfalls Wissen, Erkennen und Verstehen bedeutet, das persische شناختن, شنودن, شنیدن. Tiefes Sinnen und Nachdenken bezeichnet die Wurzel dhī, wovon dhīyote, das deutsche dichtet in der ursprünglichen Bedeutung, wie in Dichten und Trachten; ferner dhyayo, dhyayoti u. s. w. verwandt mit dachte. Vox kann von vocho oder von vakyon abgeleitet werden;

beide Formen sind gebräuchlich. Die Wurzel re bezeichnet Sprache und Rede, wie dieses letzte im Deutschen. Ganon heißt cantus; von der Wurzel gi, giyote er singt; im Persischen خواندن singen und lesen.

Die indischen Pronomina stimmen am meisten mit den römischen überein. Zwar tvon, Du — ist allen den abgeleiteten Sprachen gemein; ohon, ich — hingegen verschieden und höchstens nur in dem celtischen on noch sichtbar; der Dativ moya, mir — ist dem griechischen μοι am nächsten; das me, was statt man — mich, und auch im vierten und sechsten Casus gebraucht wird, dem Griechischen mit dem Römischen gemein. Von der Wurzel svo aber (wovon suus, a, um und sein), die als Partikel so oft präfigirt wird, um Beziehung auf sich selbst oder Kraft durch sich selbst zu bezeichnen, kommen auch Casus vor, die ganz den Römischen gleich sind, wie svon — suum, svan — suam u. s. w. Das Pronomen eschoh, escha, etot ist wohl die gemeinschaftliche Wurzel von is, ea, id und iste, ista, istud, da es in den abgeleiteten Casus

auch der beiden ersten Geschlechter meistens ein t annimmt; dahin gehört auch das zurückweisende iti, was bald dem id, bald dem ita entspricht. Koh (in der Construction meistens kos), ka, kon entspricht noch dem qui, quae, quod selbst in einigen abgeleiteten Casus, wie kan — quam, wie das fragende kim dem quid; das Persische كه ist eben daher. Dagegen entspricht das schon angeführte yūyon dem Deutschen in der englischen Form you; das Pronomen soh findet sich im Hebräischen, und Arabischen, und auch im Altdeutschen; der Accusativ ton ist noch ganz das griechische τον, deutsch den; der Genitiv tosyo das deutsche dessen, der Pluralis te das Deutsche die; tot, da der kurze Vokal eben so wohl a als o sein kann, entspricht dem deutschen das, niederdeutsch dat. Da oyom in den meisten Casus ein i annimmt, worin das y sehr oft regelmäßig übergeht, so könnte das persische اين davon abgeleitet werden, womit jener verwandt. Noch mehres andre liesse sich beibringen, was uns aber zu tief in die Etymologie führen würde.

Hieher gehören auch die Zahlworte. Eins, fünf, hundert und tausend — eko, poncho, shoto, sohosro — stimmen mit dem persischen یک, پنج, صد, هزار — überein. Die übrigen ersten — chotur — vier, im Slavischen chetyr, ausgenommen — sind genau wie in unsern Sprachen bis auf die abgeleiteten Zahladjektive; tvītiyoh, — trītiyoh — der zweite und der dritte — entspricht am meisten dem Deutschen; soptomoh (die Aspiration am Ende wird in der Construction oft in ein s verwandelt, dann also soptomos) soptoma, soptomon stimmt auf das genaueste mit dem römischen septimus, a, um überein; desgleichen duadosho, duodecim.

Bis jetzt haben wir nur solche Fälle angeführt, wo die Uebereinstimmung in den einzelnen Worten noch unmittelbar sichtbar ist. Wollten wir auf die Untersuchung der Wurzeln eingehen, wo die Verwandtschaft auch sicher genug ist, aber nur mehr Analyse erfordert — wie z. B. moho oder maho in magnus, mächtig und مه, oder volo, valo, was

Kraft bedeutet, in validus sichtbar; t o m o — finster, mit d ä m m e r n, l ō h i t o h roth und brennend mit dem Deutschen L o h e, ch e s t o t e — er sucht, begehrt — mit quaesitus und خواهيدن verwandt ist; oder an verschiedene Biegungen einer Wurzel g o c h o, g o t o, g o m o, g a m i n o sich viele abgeleitete wie g e h e n, going, k o m m e n, caminus anreihen; — so würden wir statt einer Abhandlung ein vergleichendes Wörterbuch entwerfen und einen beträchtlich großen Theil aller der genannten Sprachen durchgehen müssen.

Aus dem gleichen Grunde haben wir uns auch solcher Beispiele enthalten, wo das Wort selbst zwar dasselbe geblieben ist, die Bedeutung aber eine kleine Ablenkung erlitten hat, wie v ī j o n — der Saame, in vis; g u n o die Eigenschaft, verschiedne Art und Weise, in گون — die Farbe. Wer kann bezweifeln, daß m o r d e n und مردن dasselbe Wort seien, obgleich das erste active, das zweite passive Bedeutung hat? ديو ist unstreitig d e v o, lateinisch divus und deus; obgleich ديو von bösen, d e v o immer

nur von guten Geistern gebraucht wird. In modhuroh — in der Construction modhuros — modhura, modhuron wird man maturus, a, um nicht verkennen, obgleich das indische Wort süß bedeutet; das Substantiv modhu, Honig, ist das deutsche Meth. Eben so lōkoh, die Welt, der Weltraum — locus; vesthitoh, bedeckt — vestitus; mordjaroh, die Katze, das deutsche Marder. Thiernahmen gehen oft auf noch entferntere Gattungen über, wie vulpis, Wolf; مرغ — der Vogel, würde man gewiß nicht darauf kommen, mit mrigo — Wild überhaupt und besonders das Reh — zusammen zu stellen, wenn nicht die indische Wurzel auch die Jagd, überhaupt ein schnelles Fliehen und Verfolgen bedeutete. Topo und Tapo wird in den indischen Schriften so häufig für Buße gebraucht, daß man die ursprüngliche Bedeutung Hitze fast darüber vergißt, die dem römischen tepeo allein geblieben ist; obwohl auch die indische Wurzel sie noch beibehalten hat, selbst in den abgeleiteten Formen, wie tapoyittun — calefacere, das griechische θαλπειν. Auf diese Weise treten oft sehr ent-

fernte Bedeutungen und Worte zusammen, wenn man die Mittelglieder kennt, und die verwandten Sprachen in ihrer Verbindung betrachtet. So dürfte das persische بو — Wohlgeruch, Duft — zunächst wohl von Blumen, nach بوستان der Garten, zu urtheilen — von dem indischen puschpo — Blume, abzuleiten sein, womit noch verwandt das deutsche Busch. Vieler andern Beispiele nicht zu erwähnen, die manche Aufschlüsse geben und manche Bemerkung veranlassen würden, über die Art wie und die Gesetze nach welchen die Bedeutung der Worte sich zu verändern pflegt.

Drittes Kapitel.

Von der grammatischen Structur.

Könnte man aber nicht vielleicht diesen ganzen Beweis umkehren und sagen: die Verwandtschaft ist auffallend genug und mag zum Theil gegründet sein, woraus folgt aber daß die indische unter den verwandten Sprachen grade die ältere und ihr gemeinschaftlicher Ursprung sei? Kann sie nicht eben so gut erst durch Mischung der andern entstanden sein, oder doch dadurch diese Aehnlichkeit erhalten haben?

Nicht zu erwähnen, daß vieles von dem schon angeführten und auch manche andre Wahrscheinlichkeit dagegen spricht, so werden wir jetzt auf etwas kommen, was die Sache völlig entscheidet und zur Gewißheit erhebt. Ueberhaupt dürfte die Hypothese, welche, was sich in Indien Griechisches findet, von den Seleuciden in Bac-

trien herleiten zu können meint, nicht viel glücklicher sein als die, welche die aegyptischen Pyramiden für natürliche Krystallisationen ausgeben wollte.

Jener entscheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, ist die innre Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat.

Wir sondern von den verwandten Sprachen zuerst die persische ab, deren Grammatik, welche von der arabischen durch den langen und alten Verkehr der beiden Völker sogar die persönlichen Suffixa angenommen hat, mit der indischen und den übrigen ungleich weniger übereinstimmt, als selbst jetzt noch die deutsche, der griechischen und römischen zu geschweigen. Stellt man aber alle Aehnlichkeiten zusammen, so sind sie allerdings von Gewicht.

Die Declination bietet am wenigsten dar, oder eigentlich nichts; man müßte denn den

Comparativ تر, wie im Griechischen und Indischen *taro*, hieher rechnen; und das Diminutiv durch k, wie im Deutschen und Indischen, z. B. *Manovokoh*, Diminutiv von *manovoh* der Mann; دخترکی, das Töchterchen. Ungleich mehr die Conjugation; Kennzeichen der ersten Person ist m, was selbst im Lateinischen verlohren ist, im Indischen und Griechischen vollständiger *mi* lautet; von dem *si* der zweiten Person im Indischen und Griechischen ist nur das i geblieben; Kennzeichen der dritten Person ist t oder d, im Pluralis *nd*, wie im Lateinischen und Deutschen; im Griechischen vollständiger *ti* und *nti* nach der ältern Form. Das persische Participium praesens und activum auf *ndeh* ist wie das deutsche in nd, alt *nde*; das Participium praeteritum und passivum in *deh* mit einem vorangehenden gedehnten Vokal, stimmt mit dem lateinischen in tus, a, um und mit der altdeutschen Form im Gothischen überein; dergleichen sich auch unter den indischen Verbalibus finden, wie *kritoh*.

Auch darf nicht übergangen werden, daß die Endungen گار, وار, und ٮار, die an zusammengesetzten Adjectiven einen, der auf gewisse Weise handelt und etwas macht, oder geartet ist oder etwas besitzt, bezeichnen, den indischen karo und koro, voro und dhoro entsprechen; desgleichen die Endung مان dem indischen Particip auf mano. Die verneinenden Partikeln نه, نی und ما sind die indischen no, ni und ma; die Partikel بی, die in privativer Bedeutung präfigirt wird, wie das indische vi; ferner اندر und اندرون innen, wie das indische ontor und ontoron, und das schon angeführte Pronomen که, indisch koh.

Vorzüglich aber die Hülfsverba است — osti, بود — gewesen, von bhovoti — er ist, im Prakrit — bhōdi, im Praeterito des Sanskrit obhūt. کردن — thun, machen — indisch korttun, ist, eben wie dieses in den neu-indischen Mundarten, ein allgemeines Hülfsverbum im Persischen; an einige Biegun-

gen der indischen Wurzel kri, wie kriyan, kriyote schließt sich noch das lateinische creare an.

Es wäre zu wünschen, daß jemand der mit allen Hülfsmitteln dazu versehen wäre, Untersuchungen darüber anstellte, wie die persische Grammatik ehedem beschaffen gewesen, ob sie sich vielleicht in einigen Stücken geändert hat, und einst der indischen und griechischen noch ähnlicher war, als sie es jetzt ist. Dieß würde mehr Aufschluß und Bestätigung geben, als eine noch so große Anzahl übereinstimmender Wurzeln. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß das Studium dieser schönen Sprache auch in Deutschland allgemeiner würde. Für Poesie dürfte außer der Griechischen nicht leicht eine belohnender gefunden werden *). Die oft bemerkte Verwandt-

---

*) Die Pariser Bibliothek ist nicht nur sehr reich an persischen Manuscripten, sondern besitzt auch an Herrn Chezy einen Gelehrten, der die vertrauteste Kenntniß der Sprache überhaupt mit einem besonders feinen und geübten Gefühl für die eigenthümlichen Schönheiten und Schwierigkeiten der persischen Dichtersprache verbindet.

schaft des Persischen mit dem Deutschen ist aufserdem so groß, daß die Hoffnung wohl nicht übertrieben wäre, hier vielleicht manches zu finden, wodurch eins oder das andre in der ältesten germanischen Geschichte mehr erklärt würde. Wer das Persische zu seinem Hauptstudium erwählen will, sollte sich auch die slavischen Sprachen zu eigen zu machen suchen. Ihre Vergleichung, ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit kann vielleicht über manches Licht geben, was die Alten aus früher Zeit von Kriegen der Perser und Scythen berichten, und was jetzt einzeln und unerklärt da steht.

In der deutschen Grammatik finden sich außer denen, die sie mit der persischen gemein hat, noch mehre andre Uebereinstimmungen mit der griechischen und indischen. Im Deutschen wie im Indischen durchgängig ist n Kennzeichen des Accusativs, s des Genitivs. Die Endsylbe t v o n bildet im Indischen die Substantiva der Beschaffenheit, grade so wie das Deutsche t h u m gebraucht wird. Der Conjunktiv wird zum Theil durch eine Veränderung des Vokals bezeichnet, wie in allen Sprachen, die der alten

Grammatik folgen. Eben so übereinstimmend ist die Bildung des Imperfectums durch Veränderung des Vokals in einer Gattung der deutschen Zeitwörter. Wird in einer andern das Imperfectum durch ein eingefügtes t gebildet, so ist dieß freilich eine besondre Eigenthümlichkeit, eben so wie das b im römischen Imperfectum; das Princip aber ist immer noch dasselbe, daß nehmlich die Nebenbestimmung der Bedeutung nach der Zeit und andern Verhältnissen nicht durch besondre Worte oder von außen angehängte Partikeln geschieht, sondern durch innre Modification der Wurzel.

Nehmen wir vollends die Grammatik der ältern Mundarten hinzu, des Gothischen und Angelsächsischen für den Deutschen, des Isländischen für den skandinavischen Zweig unsrer Sprache; so finden wir nicht nur ein Perfectum mit einem Augment, wie im Griechischen und Indischen, einen Dualis, genauere Geschlechts- und Verhältnißbestimmungen der Participien und der Declination, die jetzt verlohren, sondern auch viele andre Flexionen, die jetzt schon etwas abgestumpft und weniger kenntlich sind; die dritte

Person im Singularis und Pluralis der Zeitworte zum Beispiel, zeigen sich wieder vollständig und in vollkommner Uebereinstimmung. Es kann mit einem Worte bei der Betrachtung dieser alten Denkmahle der germanischen Sprache nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben, daß sie ehedem eine ganz ähnliche grammatische Structur hatte, wie das Griechische und Römische.

Noch jetzt sind sehr viele Spuren dieser ältern Sprachform im Deutschen, im eigentlichen Deutschen mehr, als im Englischen und in den skandinavischen Mundarten übrig; wenn aber im Ganzen hier das Princip der neuern Grammatik, die Conjugation vorzüglich durch Hülfsverba, die Declination durch Präpositionen zu bilden, herrschend ist, so darf uns dieß um so weniger irre machen, da auch die sämmtlichen aus dem Lateinischen abstammenden romanischen Sprachen, wie nicht minder alle hindostanische Mundarten, wie sie jetzt noch gesprochen werden, die sich zum Sanskrit etwa eben so verhalten, wie jene zum Lateinischen, eine ähnliche Veränderung erlitten haben. Es bedarf auch keiner äussern Ursache, um diese überall gleichförmig sich zeigende Er-

scheinung zu erklären. Die kunstreiche Structur geht durch die Abschleifung des gemeinen Gebrauchs besonders in einer Zeit der Verwilderung gern verlohren, entweder ganz allmählig, oder bisweilen auch mehr auf einmal; und jene Grammatik durch Hülfsverba und Präpositionen ist in der That die kürzeste und bequemste, gleichsam eine Abbreviatur zum leichten allgemeinen Gebrauch; ja man könnte es fast als eine allgemeine Regel aufstellen, daß eine Sprache um so leichter zu erlernen sei, je mehr ihre Structur sich schon vereinfacht und dieser Abbreviatur genähert hat.

Mit der griechischen und römischen Grammatik stimmt die indische so sehr überein, daß sie weder von der einen noch von der andern mehr verschieden ist, als diese beiden es unter sich sind. Das Wesentliche ist die Gleichheit des Princips, alle Verhältnisse und Nebenbestimmungen der Bedeutung nicht durch angehängte Partikeln oder Hülfsverba, sondern durch Flexion d. h. durch innre Modification der Wurzel zu erkennen zu geben. Doch erstreckt sich zur mehren Bestätigung die Aehnlichkeit bis auf eine völlige Gleich=

heit mancher Biegungssylben oder Buchstaben. Das Futurum wird durch ein s gebildet wie im Griechischen; koromi — ich thue, korishyami — ich werde thun; das Imperfectum durch vorgesetzten kurzen Vokal und die Endung on; bhovami — ich bin, obhovon — ich war. Die auffallende Gleichheit der Geschlechtsbiegung der Adjectiven mit den römischen, des indischen Comparativs mit dem griechischen, und der Personalendungen des Zeitworts mit den griechischen ist schon angeführt worden, wie auch das Perfectum mit dem Augment. Dieses stimmt auch darin mit dem griechischen überein, daß es die erste Person nicht in mi oder on, wie die andern Tempora, noch die dritte Person in t oder ti, sondern beide mit einem Vokal endet; chokaro — ich habe und er hat gethan, vobhuvo — ich bin gewesen und er ist gewesen. Solche Uebereinstimmung bis in die feinsten Einzelnheiten der Structur sind gewiß mehr als eine bloße Merkwürdigkeit für jeden, der über Sprache nachgedacht hat. Die Endung der dritten Person des Imperativs ist otu, im Pluralis ontu; die Endung des ersten Par-

ticips im männlichen Geschlechts on. Doch es wäre überflüssig, alles anführen zu wollen, wo manches einzelne so auffallend übereinstimmend gefunden ward, daß es fast allein entscheiden könnte.

Der lateinische Infinitiv könnte mit seiner Endung in re eine große Abweichung scheinen; und allerdings ist dieß eine eigenthümliche Besonderheit des Römischen, wo es von den übrigen Sprachen gleicher Familie in der Bildung eines der wichtigsten Redetheile abgeht. Da indessen der indische Infinitiv auf tun eben so oft oder noch öfter in der Bedeutung dem römischen Supinum, das ihm auch in der Form gleicht, als dem eigentlichen Infinitiv entspricht, so zeigt sich auch hier noch das Band der Aehnlichkeit, und ein Punkt des Uebergangs.

In der Declination entspricht der fünfte Casus in at dem lateinischen Ablativ in ate, der siebte Casus des Pluralis in eshu, ishu u. s. w. dem griechischen εσσι und οισι — der vierte und fünfte Casus in bhyoh, was in der Construction oft bhyos wird, mit vorhergehenden langem Vokal, dem lateinischen Dativ und

Ablativ in bus. Den indischen Dativ des Singularis in ay o könnte man mit dem alten römischen in aï vergleichen, die Endung des Dualis in au mit der griechischen in ω. Auch in manchen Eigenthümlichkeiten oder besondern Nebenbestimmungen der Grundregel stimmt die indische Declination mit den genannten Sprachen überein; Neutra z. B. lauten auch hier durchgängig im Accusativ wie im Nominativ; im Dualis haben mehre Casus, die in den andern Zahlen unterschieden werden, nur eine und dieselbe Biegung.

Was früher beiläufig von ähnlichen Uebereinstimmungen vorgekommen ist, wiederhohlen wir nicht, übergehen auch manches, was neben dem andern immer noch von Gewicht sein dürfte. Allerdings bleibt bei der großen Uebereinstimmung im Wesentlichen und Ganzen auch eine beträchtliche Verschiedenheit im Einzelnen und mehr Zufälligen zurück. Hauptsächlich besteht aber der Unterschied doch darin, daß die indische Grammatik in derselben Art, wie die griechische und römische, noch regelmäßiger, demselben Gesetz der Structur, wenn ich so sagen darf, noch treuer

und eben dadurch zugleich einfacher und kunstreicher ist als diese. Die griechische und römische Sprache declinirt, d. h. sie bestimmt die Verhältnisse des Substantivs nicht durch angehängte oder vorgesetzte Partikeln, wie größtentheils in den neuern Sprachen geschieht. Doch ist auch ihre Declination nicht vollständig genug, um der Beihülfe der Präpositionen ganz entbehren zu können. Die indische Declination bedarf derselben niemals; für die Verschiedenheiten, welche durch die Präpositionen — cum, ex, in — bezeichnet werden, die den lateinischen Ablativ so oft erst näher bestimmen müssen, hat sie eigne Casus. Ob man sagen dürfe, daß die indische Sprache gar keine irregulären Zeitwörter habe, wage ich nicht zu behaupten; gewiß aber ist es, daß dieß in gar keinem Verhältnisse, weder der Zahl noch dem Grade nach, mit der Unregelmäßigkeit der griechischen und römischen Zeitwörter steht. Die Conjugation selbst ist regelmäßiger; der Imperativ hat noch eine erste Person und steht in der Reihe der übrigen vollständigen Arten; auch ist die zweite Person des Imperativs nie so abgekürzt und verstümmelt, wie es im Persischen im-

mer, in den andern verwandten Sprachen doch sehr häufig der Fall ist. Die Art aus einem einfachen Zeitwort ein frequentatives oder desideratives oder eines zu bilden, was bedeutet die Handlung verursachen und durch einen andern bewirken, ist durchaus gleichförmig und auf alle Wurzeln anwendbar. Die große Anzahl der aus dem Zeitwort sammt dem Infinitiv abgeleiteten Verbalia bilden ein noch vollständigeres Ganzes. Fast alle indischen Adjectiva sind Verbalia, regelmäßig aus einem Zeitwort abgeleitet, so wie fast alle Nomina propria bedeutende Epitheta; unter allen Sprachen läßt sich keine wohl so ganz aus sich selbst erklären als die indische.

Obwohl es zu viel gesagt sein würde, wenn man es auf alles ausdehnen wollte, daß sich das Griechische und Römische in Rücksicht der Grammatik zum Indischen wieder verhalte, wie die romanischen Sprachen zur lateinischen; so ist es doch unläugbar wahr, daß sie in einigen Punkten, durch die Beihülfe der Präpositionen und durch die schwankendere Unregelmäßigkeit, schon den Uebergang zu der modernen Gramma-

tik bilden, und daß die regelmäßige Einfachheit der indischen Sprache in der gleichen Structur ein untrügliches Kennzeichen des höhern Alterthums ist. Wichtig ist auch folgender Unterschied. Im Griechischen kann man noch wenigstens einen Anschein von Möglichkeit finden, als wären die Biegungssylben aus in das Wort verschmolznen Partikeln und Hülfsworten ursprünglich entstanden, obwohl man diese Hypothese nicht würde durchführen können, ohne fast alle jene etymologischen Künste und Gaukeleien zu Hülfe zu nehmen, denen man zuvörderst allen ohne Ausnahme den Abschied geben sollte, wenn man die Sprache und ihre Entstehung wissenschaftlich d. h. durchaus historisch betrachten will; und kaum möchte sichs auch dann noch durchführen lassen. Beim Indischen aber verschwindet vollends der letzte Schein einer solchen Möglichkeit, und man muß zugeben, daß die Structur der Sprache durchaus organisch gebildet, durch Flexionen oder innre Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen seinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloß mechanisch durch angehängte Worte und Parti-

keln zusammengesetzt sei, wo denn die Wurzel selbst eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt. Daß eine so kunstreiche Grammatik dennoch sehr einfach seyn könne, zeigt das Beispiel der indischen selbst am besten. Es wird auch nichts dazu vorausgesetzt als etwas, was man doch wohl annehmen muß, um den Ursprung der Sprache auf eine deutliche und verständliche Art zu erklären; ein sehr feines Gefühl nehmlich für den unterscheidend eigenthümlichen Ausdruck, für die ursprüngliche Naturbedeutung, wenn ich so sagen darf, der Buchstaben, der Wurzellaute und Sylben; ein Gefühl, das wir uns jetzt, da das Gepräge der Worte durch langen Gebrauch verwischt, das Ohr durch die verworrne Menge allartiger Eindrücke abgestumpft worden ist, kaum mehr in seiner ganzen Regsamkeit und Lebendigkeit vorstellen können, was aber doch wohl vorhanden gewesen seyn muß, weil ohne dasselbe keine Sprache, wenigstens keine solche, hätte entstehen können.

Dieß feine Gefühl mußte dann mit der Sprache selbst zugleich auch Schrift hervorbringen; keine hieroglyphische nach äussern Natur-

gegenständen mahlende oder bildernde, sondern eine solche, welche den innern Charakter der Buchstaben, wie er so deutlich gefühlt ward, nun auch in sichtlichen Umrissen hinstellte und bezeichnete.

Viertes Kapitel.

Von zwei Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem innern Bau.

Das eigentliche Wesen dieses in dem Indischen und allem, was aus ihm abgeleitet ist, herrschenden Sprachprincips wird durch den Gegensatz am besten deutlich gemacht werden können. Denn nicht alle Sprachen folgen dieser Grammatik, deren kunstreiche Einfachheit wir am Indischen und Griechischen bewundern, und auf deren Charakter wir im vorigen Kapitel aufmerksam zu machen suchten. In vielen andern und zwar in den meisten Sprachen finden wir die Merkmahle und Gesetze einer ganz von jener verschiedenen, ja ihr durchaus entgegengesetzten Grammatik.

Entweder werden die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innre Veränderung des Wurzellauts angezeigt, durch Flexion; oder aber jedesmal durch ein eignes hinzugefügtes Wort, was schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und diese beiden einfachsten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle sind bei näherer Ansicht nur Modifikationen und Nebenarten jener beiden Gattungen; daher dieser Gegensatz auch das ganze in Rücksicht auf die Mannichfaltigkeit der Wurzeln uuermeßliche und unbestimmbare Gebiet der Sprache umfaßt und völlig erschöpft.

Ein merkwürdiges Beispiel einer Sprache ganz ohne Flexion, wo alles, was jene Sprachen durch diese andeuten, durch eigne schon für sich bedeutende Wörter verrichtet wird, bietet das Chinesische dar; eine Sprache, die mit ihrer sonderbaren Einsylbigkeit, wegen dieser Consequenz oder vielmehr vollkommnen Einfachheit der Structur, für das Verständniß der ganzen Sprachwelt sehr lehrreich ist. In gleicher Rück-

sicht könnte auch noch die malayische Grammatik angeführt werden. Wichtig für die Charakteristik dieser ganzen Gattung sind die eben so schweren als sonderbaren amerikanischen Sprachen. *) Denn trotz der zahllosen Mannichfaltigkeit und gänzlichen Verschiedenheit derselben in Rücksicht der Wurzeln, wo oft bei mehren kleinen Völkerschaften, die dicht neben einander wohnen, nicht ein Laut von Aehnlichkeit sich zeigt, folgen sie doch alle, so weit sie bis jetzt bekannt sind, einem und demselben Gesetz des Sprachbaues; alle Bezeichnung der Verhältnisse geschieht durch Worte und Partikeln, die hier zwar schon mit dem Wurzelwort selbst zusammenwachsen, aber doch auch durchgängig noch für sich und einzeln dieselbe Bedeutung haben,

---

*) Dem berühmten Herrn Alexander von Humboldt, verdanke ich die Mittheilung mehrer amerikanischer Wörterbücher und Sprachlehren, woraus die obigen und nachfolgenden Bemerkungen geschöpft sind. Ausser zwei ziemlich ausführlichen Wörterbüchern und Sprachlehren der mexikanischen und der in Peru und im Reich Quito herrschenden Qquichuasprache, wurden mir noch kürzere Handbücher über die Othomi, Cora, Huasteca, Mosca, Mixteca und Totonacasprache mitgetheilt.

welche sie dem Wurzelwort, an das sie angefügt werden, verleihen. Es bilden die amerikanischen Sprachen ihre Grammatik durch Affixa und sind wie alle Sprachen dieser Gattung sehr reich an Pronominalbeziehungen durch Suffixa und an den daher entstehenden relativen Zeitwörtern und Conjugationen, deren auch das Baskische*) nicht weniger als ein und zwanzig durch vorn oder hinten an das Hülfsverbum angefügte Pronomina zählt. Ob nun in einer Sprache dieser Art die Partikeln durchgängig dem Wurzelwort hinten angehängt werden, wie im Baskischen und in der Declination der amerikanischen Sprachen, oder vorn angefügt werden, wie im Koptischen, ob bald das eine bald das andre Statt findet, wie in der Conjugation der peruanischen, mexikanischen und andrer amerikanischen Sprachen, oder ob die Partikeln gar dem Worte selbst eingeflochten werden, wovon man besonders in einigen amerikanischen Sprachen sehr

*) Nach Larramendi. Von dem ältern Herrn von Humboldt ist vielleicht bald eine reichhaltigere und besonders eine genauer bestimmte und deutlichere Darstellung dieser merkwürdigen Sprache zu erwarten.

merkwürdige Beispiele findet, ist im Grunde für die Hauptsache einerlei; genug es ist eine Grammatik durch Anfügung von aussen, nicht durch Flexion.

Zwar kann ein Schein von Flexion entstehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptwort zusammenschmelzen; wo aber in einer Sprache, wie in der arabischen und in allen, die ihr verwandt sind, die ersten und wesentlichsten Verhältnisse, wie die der Person an Zeitwörtern, durch Anfügung von für sich schon einzeln bedeutenden Partikeln bezeichnet werden, und der Hang zu dergleichen Suffixis sich tief in der Sprache gegründet zeigt, da kann man sicher annehmen, daß das gleiche auch in andern Stellen Statt gefunden habe, wo sich jetzt die Anfügung der fremdartigen Partikel nicht mehr so deutlich unterscheiden läßt; kann wenigstens sicher annehmen, daß die Sprache im Ganzen zu dieser Hauptgattung gehöre, wenn sie gleich im Einzelnen durch Mischung oder kunstreiche Ausbildung zum Theil schon einen andern und höhern Charakter angenommen hätte.

Der Stufengang der Sprachen, welche dieser Grammatik folgen, wäre also dieser. Im Chinesischen sind die Partikeln, welche die Nebenbestimmung der Bedeutung bezeichnen, für sich bestehende von der Wurzel ganz unabhängige einsylbige Worte. Die Sprache dieser sonst so verfeinerten Nation stünde also grade auf der untersten Stufe; vielleicht, weil eben durch das so äusserst künstliche Schriftsystem die Kindheit derselben zu frühe fixirt worden. In der baskischen und koptischen, so wie in den amerikanischen Sprachen wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Präfixa gebildet, die fast überall noch leicht zu unterscheiden sind und zum Theil auch noch für sich eine Bedeutung haben; doch fangen die angefügten Partikeln schon an, mit dem Worte selbst zu verschmelzen und zu coalesciren. Noch mehr ist dieß der Fall im Arabischen und allen verwandten Mundarten, die zwar dem grössern Theile ihrer Grammatik nach unläugbar zu dieser Gattung gehören, während doch manches andre nicht mit Sicherheit darauf zurückgeführt werden kann, hie und da sich sogar schon eine einzelne Uebereinstim-

mung mit der Grammatik durch Flexion zeigt. Im Celtischen endlich werden noch einzelne Spuren der Grammatik durch Suffixa gefunden; während im grössern Theile die neuere Weise, durch Hülfsverba zu conjugiren, durch Präpositionen zu decliniren, die herrschende ist.

Die grosse Menge der amerikanischen Sprachen, worüber, so wie über die gänzliche Verschiedenheit derselben in Brasilien und Paraguay nicht minder als in Alt- und Neu-Mexiko und selbst im Norden, geklagt wird, dürfen wir gewiß nicht als zufällig ansehen. Die Erscheinung ist zu gleichförmig, und die ähnliche Structur deutet auf ein gleiches Princip der Entstehung bei noch so grosser Verschiedenheit. Wir werden auch den Grund jener Sonderbarkeit dieser Sprachen leicht in ihrer Grammatik finden. In der indischen oder griechischen Sprache ist jede Wurzel wahrhaft das, was der Name sagt, und wie ein lebendiger Keim; denn weil die Verhältnißbegriffe durch innre Verändrung bezeichnet werden, so ist der Entfaltung freier Spielraum gegeben, die Fülle der Entwicklung kann ins Unbestimmbare sich ausbreiten, und ist oft-

mals in der That bewundrungswürdig reich. Alles aber, was auf diese Weise aus der einfachen Wurzel hervorgeht, behält noch das Gepräge seiner Verwandtschaft, hängt zusammen und so trägt und erhält sichs gegenseitig. Daher der Reichthum einestheils und dann die Bestandheit und Dauerhaftigkeit dieser Sprachen, von denen man wohl sagen kann, daß sie organisch entstanden sein, und ein organisches Gewebe bilden; so daß man nach Jahrtausenden in Sprachen, die durch weite Länder getrennt sind, oft noch mit leichter Mühe den Faden wahrnimmt, der sich durch den weitentfalteten Reichthum eines ganzen Wortgeschlechtes hinzieht, und uns bis zum einfachen Ursprunge der ersten Wurzel zurückführt. In Sprachen hingegen, die statt der Flexion nur Affixa haben, sind die Wurzeln nicht eigentlich das; kein fruchtbarer Same, sondern nur wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht aus einander treiben oder zusammenführen kann; der Zusammenhang eigentlich kein andrer, als ein bloß mechanischer durch äussere Anfügung. Es fehlt diesen Sprachen im ersten Ursprunge an einem

Keim lebendiger Entfaltung; die Ableitung bleibt immer dürftig, und wird nachher die Künstlichkeit durch immer mehr angehäufte Affixa auch noch so sehr gesteigert, so wird dadurch eher die Schwierigkeit vermehrt, als wahre einfache Schönheit und Leichtigkeit gewonnen werden. Der scheinbare Reichthum ist im Grunde Armuth, und es sind diese Sprachen, sie mögen roh oder gebildet seyn, immer schwer, leicht verworren und oft noch besonders ausgezeichnet durch einen eigensinnig willkührlichen, subjektiv sonderbaren und mangelhaften Charakter.

Die Betrachtung der amerikanischen Sprachen kann übrigens von großem Nutzen seyn, um diejenigen, welche immer noch hoffen, alle Sprachen, auch der Materie und den Wurzeln nach, auf einen gemeinschaftlichen Stamm zurückführen zu können, zu überführen, wie ganz unmöglich dieses sei. Wir müssen uns damit begnügen, daß jene Sprachen, in denen Flexion herrscht, auch den Wurzeln nach in eine gemeinschaftliche Quelle zusammengehen; die unbestimmbare Mannichfaltigkeit der andern Sprachen läßt sich nicht auf Einheit zurückführen,

welches zu bestätigen, ausser der unzähligen Menge amerikanischer Sprachen, auch Asien und Europa Beispiele genug anführen kann. In dem wenig bevölkerten Nordasien finden wir vier ganz verschiedne Sprachfamilien, des tatarischen, finnischen, mogolischen und tungusischen oder Mantchou-Stammes; und noch manche weniger ausgebreitete Mundart bleibt ausserdem übrig, welcher die Bearbeiter jenes Theils der Sprachkunde noch nicht einmal eine ganz schickliche Stelle in jener Eintheilung zu bestimmen wissen. Dazu kommt nun noch die tangutische oder thibetanische, die cingalesische, die japanische Sprache, und was nach Abzug der indischen und arabischen Einmischung im Malayischen, Eigenthümliches und Unbekanntes in den Mundarten der Inseln zwischen Indien und Amerika übrig bleibt, und wiederum noch auf zwei grundverschiedne Sprachfamilien der Malayen und der negerartigen Papuas zurückgeführt wird. Auf der östlichen Halbinsel Indiens zählt Symes sechs verschiedne Sprachen, wovon mehre selbst in den Zahlworten, diesem so wichtigen Grundbestandtheile, ganz verschieden sind; die Burma-

sprache, die wieder in vier Mundarten zerfällt, wovon die hauptsächlichste die von Ava ist, schließt sich durch ihre Einsylbigkeit an das Chinesische an; verwandt mit dieser ist die Sprache Koloun zwischen Bengalen, Arakan und Burma, so wie einige Dialekte in Pegu; die Pegu-Sprache selbst ist aber nach Symes noch ganz verschieden, so wie die im Lande Meckley, südlich von Asam, und die Sprache in Siam, von der die der südlichen Cingalesen abgeleitet seyn soll. Es bleibt also, ungeachtet einiger Verwandtschaft, immer eine für eine solche Völkerzahl sehr große Verschiedenheit übrig. Wenn man nun erst das Koptische, Baskische, den nicht lateinischen Theil des Wallachischen und Arnautischen und so manche andre merkwürdige Sprachreste im westlichen Mittelasien, am Kaukasus und in Europa, die ganz einzeln stehen, hinzunehmen wollte, so wird wohl jeder den Gedanken aufgeben müssen, alle diese Sprachen auf eine gemeinschaftliche Ursprache zurückführen zu wollen. Abermahls also ein großer Hauptunterschied der beiden Sprachgattungen. Der Sprachen durch Affixa giebt es sehr viele unter sich ganz verschiedne;

die Sprachen durch Flexion zeigen um so mehr innere Verwandtschaft und gegenseitigen Zusammenhang auch in den Wurzeln, je höher man in der Geschichte ihrer Bildung hinauf steigt.

Man würde mich indessen ganz mißverstehen, wenn man glaubte, ich wolle die eine Hauptgattung der Sprache ausschliessend erheben, die andre unbedingt herabsetzen. Die Welt der Sprache ist zu umfassend reich und groß und bei höherer Ausbildung zu verwickelt, als daß sich die Sache so einfach durch einen schneidenden Richterspruch ausmachen liesse. Wer wird die hohe Kunst, die Würde und erhabne Kraft der arabischen und hebräischen Sprache läugnen können? Sie stehen wohl unstreitig auf dem höchsten Gipfel der Bildung und Vollkommenheit in ihrer Gattung, der sie übrigens nicht so ausschliessend angehören, daß sie sich nicht in einigen Stücken der andern etwas nähern sollten. Daß aber diese Kunst ihnen später, ja zum Theil gewaltsam, auf den alten rohen Stamm angebildet sein möge, haben die vertrautesten Kenner dieser Sprachen oft geäussert. Daß die Sprachen, wo die Flexion in der Struc-

tur herrscht, im Allgemeinen den Vorzug haben, wird man nach reifer Untersuchung wohl zugeben; wie sehr aber auch die schönste Sprache entarten könne, das erfahren wir an unsrer eignen von Natur gewiß edlen Sprache in verwahrlosten Mundarten oder bei schlechten Schriftstellern zur Genüge, ohne daß wir uns auf ähnliche Beispiele bei Griechen und Römern zu beziehen brauchten.

Der Gang der bloß grammatischen Kunst und Ausbildung ist in den beiden Hauptgattungen grade umgekehrt. Die Sprache durch Affixa ist im Anfang ganz kunstlos, wird aber immer künstlicher, je mehr die Affixa mit dem Hauptwort zusammenschmelzen; in den Sprachen durch Flexion hingegen geht die Schönheit und Kunst der Structur, durch den Hang sichs zu erleichtern, allmählig mehr und mehr verlohren, wie wir es sehen, wenn wir manche deutsche, romanische und jetzige indische Mundarten mit der ältern Form, aus der sie abstammen, vergleichen.

Daß die amerikanischen Sprachen im Ganzen auf einer niedern Stufe stehen, wird man nicht läugnen. Dahin gehört der auffallende

Mangel mancher wesentlichen Buchstaben, wie des b, d, f, g, r, s, j, v als Consonanten, im Mexikanischen; des b, d, e, f, k und x, in der Qquichuasprache, wo auch das o fast gar nicht vorkommt; des f, i, k, l, r, s, in der Othomi; des d, f, g, i, l, s, in der Cora; des b, d, f, r, in der Totonaca; des b, p, f, r, in der Mixteca; des f, r, s, k, in der Huastecasprache. Zwar kann bei einigen dieser Buchstaben der weiche Consonant durch den harten ersetzt werden; oder es schien den spanischen Bezeichnern einiges Mangel, was es doch an sich nicht ist. Was soll man aber sagen, wo so wesentliche und unersetzliche Consonanten fehlen, wie r, l, s, oder die ganze Familie b, p, f? — Ferner die eigensinnige Vorliebe für gewisse zusammengesetzte Laute, wie tl im Mexikanischen. Die ausserordentliche Schwierigkeit, die aus den vielen über einander gehäuften Affixis bei der großen Menge von Partikeln entsteht, besonders an Zeitwörtern, um die verschiedenen Personalbeziehungen, oder den bloßen Anfang, Wunsch oder die daurende Gewohnheit, Verrichtung durch einen andern, Gegenseitigkeit oder häufige Wieder=

hohlung der Handlung zu bezeichnen, dürfte es eher bestätigen als widerlegen; wie manche Sonderbarkeit der Grammatik, die mehren in den Wurzeln ganz verschiednen amerikanischen Sprachen gemein ist. So giebt es in sehr vielen kein Genus, keinen Casus und Pluralis, auch keinen Infinitiv, dessen Stelle im Mexikanischen und Peruanischen das Futurum mit dem Zeitwort ich will vertritt, oder das Zeitwort esse fehlt, oder das Adjectiv ist wie in der Qquichuasprache mit dem Genitiv des Substantivs eins, so daß Runap, von Runa der Mensch, zugleich des Menschen und Menschlich bedeutet.

Aber manche dieser Sprachen sind demungeachtet gewiß nicht nur sehr kraft- und ausdrucksvoll, sondern auch verhältnißmäßig gebildet und kunstreich. Dieß mag besonders mit der Qquichua oder peruanischen Sprache der Fall sein. Vielleicht wurden die Yncas eben durch ihre Vorzüglichkeit und schon größere Allgemeinheit bewogen, sie mit Gewalt zur ganz allgemeinen zu machen, wie sie es nach der alten Ueberlieferung gethan haben sollen. Im peruanischen Wörterbuche habe ich auch, wie wohl sparsam, doch einige indische

Wurzeln gefunden; wie veypul, groß, indisch vipulo; Acini, lachen, indisch hosono u. s. w.; am merkwürdigsten ist Inti, die Sonne, indisch Indro. Ist die Sage gegründet, daß die Yncas ihre eigne ihnen allein bekannte und erlaubte, jetzt völlig untergegangne Sprache hatten, so haben sich jene Wurzeln vielleicht aus dieser in die gemeine Sprache verlohren; da es ohnehin aus den chinesischen Geschichtsbüchern, die de Guignes uns bekannt gemacht hat, klar erhellt, daß die Stifter des peruanischen Reichs und der peruanischen Bildung ostwärts von China oder den indischen Inseln hergekommen seien.

Fünftes Kapitel.

Vom Ursprunge der Sprachen.

Es würden die Hypothesen über den Ursprung der Sprache entweder ganz weggefallen sein, oder doch eine ganz andre Gestalt gewonnen haben, wenn man sie, statt sich willkührlicher Dichtung zu überlassen, auf historische Forschung gegründet hätte. Besonders aber ist es eine ganz willkührliche und irrige Voraussetzung, daß Sprache und Geistesentwickelung überall auf gleiche Weise angefangen habe. Die Mannichfaltigkeit ist im Gegentheile auch in dieser Rücksicht so groß, daß man unter der Menge leicht irgend eine Sprache als bestätigendes Beispiel fast für jede bis jetzt ersonnene Hypothese über den Ursprung der Sprachen wird auffinden können.

Man gehe zum Beispiel das Wörterbuch der Mantchousprache durch, und man wird erstau-

nen über die ganz unverhältnißmäßige Menge von klangnachahmenden und onomatopoëtischen Worten, da wirklich ein großer Theil der gesammten Sprache aus solchen besteht. In der That, wäre dieß eine der wichtigsten Hauptsprachen, wären noch viele andre Sprachen eben so beschaffen, so würde man der Meinung, welche alle Sprache aus diesem Princip entstehen läßt, den Vorzug geben müssen. Aus diesem Beispiel kann man aber auch sehen, welche Gestalt eine Sprache etwa hat und haben muß, die größtentheils auf diesem Wege entstanden sein mag, und wird den Gedanken aufgeben, Sprachen, die ein ganz andres Ansehen haben, auf eben die Art erklären zu wollen. Man betrachte die ganze Familie jener Sprachen, mit denen wir es hier zunächst zu thun haben. Im Deutschen ist die Anzahl der klangnachahmenden onomatopoëtischen Worte zwar unbedeutend im Vergleich mit dem zuvor angeführten Beispiel, aber doch noch sehr beträchtlich, vielleicht nicht viel minder als im Persischen, welches man aus der Einmischung tatarischer, slavischer und andrer nordischen Sprachen erklären mag; im Griechischen und noch

mehr im Römischen werden ihrer immer weniger, und im Indischen verschwinden sie so durchaus, daß selbst die Möglichkeit einer solchen Entstehungsart des Ganzen wegfällt.

Wie sind denn aber jene verwandten Sprachen durch Flexion, wie ist das Indische, oder falls auch dieses zwar die ältere aber doch auch nur eine abgeleitete Form ist, wie ist diejenige Sprache entstanden, welche wo nicht für alle andre, doch für diese Familie die Ursprache und der gemeinschaftliche Quell war? — Einiges wenigstens läßt sich auf diese wichtige Frage mit Gewißheit antworten; sie ist nicht aus einem bloß physischen Geschrei und allerlei schallnachahmenden oder mit dem Schall spielenden Sprachversuchen enstanden, wo dann allmählig etwas Vernunft und Vernunftform angebildet worden wäre. Vielmehr ist diese Sprache selbst ein Beweis mehr, wenn es dessen noch bei so vielen andern bedarf, daß der Zustand des Menschen nicht überall mit thierischer Dumpfheit angefangen, woran sich denn nach langem und mühevollem Streben endlich hie und da ein wenig Vernunft angesetzt habe; zeigt vielmehr, daß

wenn gleich nicht überall, doch wenigstens grade da, wohin uns diese Forschung zurückführt, gleich von Anfang die klarste und innigste Besonnenheit statt gefunden; denn das Werk und Erzeugniß einer solchen ist diese Sprache, die selbst in ihren ersten und einfachsten Bestandtheilen die höchsten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichsam den ganzen Grundriß des Bewußtseins nicht bildlich, sondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt.

Wie nun der Mensch in seinem Ursprung zu dieser bewundrungswürdigen Gabe lichter Besonnenheit gelangt sei, und wenn dieß nicht allmählig, sondern mit einemmale geschah, ob es allein aus dem, was wir jetzt seine natürlichen Vermögen nennen, erklärt werden könne, darüber wird das folgende Buch wenigstens zum weitern Nachdenken Veranlassung geben, wenn es die Denkart, welche wir, so weit historische Forschung reicht, als die älteste finden, darlegt, um zu erwägen, ob sich etwa unzweideutige Spuren des noch Aeltern und Ersten darin zeigen möchten. Für die Sprache aber ist durchaus überflüssig, sie anders als ganz natürlich erklären zu wollen;

wenigstens liegt in ihr selbst gar kein Grund zur Voraussetzung einer fremden Beihülfe. Nicht gegen den natürlichen Ursprung der Sprachen streiten wir, sondern nur gegen die ursprüngliche Gleichheit derselben, da man behauptet, sie seien anfangs alle gleich wild und roh gewesen; eine Behauptung, die durch so viele der angeführten Thatsachen hinreichend widerlegt wird.

Wie der Mensch also zu jener Besonnenheit kam, das ist eine andre Frage; mit derselben aber, mit dem tiefem Gefühl und der Geistesklarheit, die wir darunter verstehen, ist auch die Sprache gegeben; und zwar eine so schöne, kunstreiche Sprache als die, von der hier die Rede ist. Mit dem hellen Blick für die natürliche Bedeutung der Dinge, mit dem feinen Gefühl für den ursprünglichen Ausdruck aller Laute, welche der Mensch vermöge der Sprachwerkzeuge hervorbringen kann, war ja auch der feine bildende Sinn gegeben, der Buchstaben trennte und einte, die bedeutenden Sylben, den eigentlich geheimnißvollen und wunderbaren Theil der Sprache, erfand und auffand, bestimmte und biegend veränderte, zu einem lebendigen Gewebe, das nun

durch innre Kraft weiter fortwuchs und sich bildete. Und so entstand dieses schöne, einer unendlichen Entwickelung fähige, kunstvolle und doch einfache Gebilde, die Sprache; die Wurzeln und die Structur oder Grammatik, alles beides zugleich und vereint, denn beides ging ja aus einem und demselben tiefem Gefühle und hellem Sinne hervor. Ja auch die älteste Schrift war zugleich mit entstanden, die noch nicht sinnbilderte, wie es später beim Unterricht wilder Völker geschah, sondern aus Zeichen bestand, die dem Wesen der einfachen Sprachbestandtheile nach, dem Gefühl der damaligen Menschen wirklich entsprachen.

In welchem Zustande die andern Sprachen, welche die Spuren eines dürftigeren und roheren Ursprungs an sich tragen, sich befinden möchten, wenn sie der hülfreichen Einmischung jener schon ursprünglich schönen Sprache entbehrt hätten, dieß zu untersuchen, würde uns hier zu weit führen. Genug, daß auch die Sprache wohl durchaus verschieden ausfallen, und eine ganz andre Gestalt annehmen mußte, je nachdem der Mensch im Lichte der Besonnenheit ein-

fach aber seelig wandelte, und in der Fülle des klaren Gefühls und der unmittelbaren Anschauung der künstlicheren Ausbildung seiner Kräfte noch leicht entbehrt, oder aber mit einem Zustande begann, der wirklich an thierische Dumpfheit grenzte. Mehre der andern Sprachen scheinen in der That nicht als ein organisches Kunstgebilde bedeutender Sylben und fruchtbarer Keime, sondern ihrem größern Theile nach wirklich aus mancherlei Schallnachahmungen und Schallspielen, dem bloßen Geschrei des Gefühls, und endlich den endeiktischen Ausrufungen oder Interjectionen der Hinweisung und Verdeutlichung entstanden zu sein, wo durch Uebung immer mehr conventionelles Einverständniß und willkührliche Bestimmung hinzukam.

Daß die indische Sprache älter sei als die griechische und römische, geschweige denn die deutsche und persische, scheint aus allem angeführten wohl mit Gewißheit hervor zu gehen. In welchem Verhältniß, als die älteste der abgeleiteten, sie aber eigentlich zu der gemeinschaftlichen Ursprache stehe; darüber wird sich vielleicht dann etwas näheres bestimmen lassen, wenn wir die

Veda's in echter Gestalt sammt den alten Wörterbüchern darüber vor uns haben, welche die beträchtliche Verschiedenheit der Sprache in den Veda's selbst vom Samskrit schon in frühen Zeiten nothwendig machte. Die Sage vom Ramo, der als Eroberer über wilde Stämme im Süden dargestellt wird, könnte auf die Vermuthung führen, daß die indische Sprache auch schon in der frühesten Zeit beträchtliche fremdartige Einmischung von einverleibten Völkerschaften erlitten habe. Der eigentliche Sitz indischer Bildung und Sage ist in dem nördlichen Theile des Landes; auf Ceylan finden wir noch jetzt den fremden Stamm der Cingalesen, der ehedem vielleicht sich weiter erstrecken konnte. Doch spricht die regelmäßig einfache Structur und Gleichförmigkeit der indischen Sprache dafür, daß die Einmischung wohl nicht so verschiedenartig und gewaltsam sein konnte, als die, welche alle übrigen Sprachen der gleichen Gattung erfahren haben.

So wie die Sitten und die Verfassung der Indier überhaupt weniger oder doch viel langsamer verändert worden als die andrer Völker, so ist dasselbe von ihrer Sprache schon

historisch wahrscheinlich, die allzu innig mit der indischen Denkart und Verfassung verwebt ist, als daß willkührliche Neuerung oder eine bedeutende Umwälzung durch Vernachlässigung so leicht als bei andern Völkern statt finden konnte. Noch mehr wird dieß bestätigt, wenn man den Bau dieser Sprache selbst betrachtet. Es ist wahr, beinah die ganze indische Sprache ist eine philosophische oder vielmehr religiöse Terminologie; und vielleicht ist keine Sprache, selbst die griechische nicht ausgenommen, so philosophisch klar und scharf bestimmt als die indische; aber freilich ist es kein veränderliches Combinationsspiel willkührlicher Abstractionen, sondern ein bleibendes System, wo die einmal geheiligten tiefbedeutenden Ausdrücke und Worte sich gegenseitig erhellen, bestimmen und tragen. Und diese hohe Geistigkeit ist zugleich sehr einfach, nicht durch Bilder den zuvor bloß sinnlichen Ausdrücken erst mitgetheilt, sondern in der ersten und eigentlichen Bedeutung selbst der einfachen Grundbestandtheile schon ursprünglich gegründet. Von manchem der Art, was zwar ganz klar ist, aber doch keinen andern Sinn zuläßt als einen

ganz methaphysischen, läßt sich das hohe Alter sogar historisch aus dem Gebrauch der Terminologie, oder etymologisch aus den zusammengesetzten Worten nachweisen. Es ist eben auch eine von den ungegründeten Voraussetzungen, daß in der ältesten Epoche jeder Sprache kühne Bildlichkeit und die Fantasie allein herrsche; bei vielen Sprachen ist es wirklich so, aber nicht bei allen, besonders nicht bei der indischen, die sich zunächst und ursprünglich wohl mehr durch philosophischen Tiefsinn und ruhige Klarheit auszeichnet, als durch poetische Begeisterung und Bilderfülle, so sehr sie auch der ersten fähig, und obwohl die letzte in den schmuckreichen Gedichten des Kalidas sogar herrschend ist.

Aber diese Poesie gehört einer ganz späten Epoche der indischen Bildung an; je höher wir bei dem bis jetzt bekannten in das Alterthum hinaufgehen, je schlichter und prosaischer finden wir die Sprache, aber freilich nicht trocken und leblos abstract, sondern durchaus sinnvoll bedeutend und schön durch die einfache Klarheit. So ist sie in Monu's metrisch abgefaßtem Gesetzbuch, wo die größere Alterthümlichkeit und Verschie-

denheit von den Puranas schon sehr merklich ist, wenn gleich wohl nicht ganz so stark, als man sie sich nach dem Vergleich des William Jones von dem Verhältniß der Sprache in den Fragmenten der zwölf Tafel=Gesetze zu dem Styl des Cicero denken möchte. Bei der wahrscheinlich geringen und langsamen Veränderlichkeit der indischen Sprache immer genug, um einen Zwischenraum von mehren Jahrhunderten nothwendig annehmen zu müssen.

Sechstes Kapitel.

Von der Verschiedenheit der verwandten und von einigen merkwürdigen Mittelsprachen.

Es führt uns diese Betrachtung über die Einmischung und Veränderung, welche auch die indische, ungleich mehr noch aber die aus ihr abgeleiteten Sprachen erlitten haben, auf die Frage zurück, welche sich sogleich dem Geiste aufdringen muß, sobald man eingesehen hat, daß die Verwandtschaft dieser Sprachen zu groß sei, um für zufällig gehalten werden zu können, und einen gemeinschaftlichen Ursprung beweise. Woher, wird man fragen, kömmt denn die große Verschiedenheit dieser Sprachen, wenn sie ursprünglich eins waren? Allerdings darf man diese Verschiedenheit nicht nach dem ersten äussern Eindruck beurtheilen, sondern nach derjenigen Aehn=

lichkeit, die sich darbietet, wenn man den Blick, durch die äußre Hülle hindurch dringend, nur auf das Innre und Wesentliche richtet. Wie groß ist nicht die Verschiedenheit des Griechischen und Römischen für denjenigen, der nur mit einer der beiden Sprachen vertraut, die andre zum erstenmale kennen lernt? Er glaubt, in eine neue Welt zu treten. Derjenige aber, der nach langem Umgange mit beiden, in das Innre eingeht, und die Sprachen in der Geschichte ihrer Entstehung und in den einfachsten Bestandtheilen ergreift, so weit Thatsachen und darauf gegründete Forschung reichen mögen; urtheilt ganz anders und viel richtiger über die große Uebereinstimmung der beiden Formen, die dann fast nur als sehr entfernte Mundarten, nicht mehr als verschiedne Sprachen, erscheinen.

Wenn aber auch die Verwandtschaft nach diesem Maasstabe beurtheilt wird, so dürfte doch eine größere Verschiedenheit unter den Sprachen dieses Stamms übrig bleiben, als sich bloß aus der verschiednen Lage und der verschiednen Richtung der Geistesentwicklung während eines sehr langen Zeitraums erklären läßt. Es muß noch

etwas andres hinzugenommen werden, was diese Verschiedenheit völlig erklärt; etwas, das sich theils grammatisch genau nachweisen läßt, theils aber durch historische Begebenheiten erklärt und wahrscheinlich gemacht wird.

Es haben alle diese abgeleiteten Sprachen, so wie die Völker selbst, eine mannichfache und zwar zum Theil ganz verschiedne Einmischung des Fremdartigen erfahren. Dieß hat sie nothwendig unter sich noch mehr entfremden müssen. Ich rede nicht bloß von solchen Einmischungen, wie die des Arabischen in der persischen, des Französischen in der englischen Sprache, wo die eingedrungnen Worte, weil sie nicht ganz in die grammatische Form der andern Sprache verschmelzen, sondern zum Theil ihre eigne behalten, sich dadurch gleich als Fremdlinge verrathen; Beispiele übrigens, welche einen sprechenden Beweis liefern, welche hartnäckige Bestandheit jede ursprünglich edle, d. h. organisch entstandne und gebildete, Sprache hat, und wie schwer sie selbst durch die gewaltsamste Einmischung unterdrückt werden kann. Wie so ganz deutsch ist noch der Grundcharakter des Englischen,

und wie ganz verschieden vom Arabischen ist der des Persischen geblieben! Ich rede auch von solchen Einmischungen, die noch älter und selbst der Form nach noch mehr verschmolzen sind, weil sie in eine Zeit trafen, da die Sprache noch jugendlich, bildsamer, aneignender und produktiver war, und daher dem ersten Blicke nicht so sichtbar sind, als der Analyse.

Sie sind oft auch für Geschichte wichtig; so wie Geschichte wieder zum Leitfaden dienen kann, sie an dem rechten Orte zu suchen, und aus der wahren Quelle zu erklären. Finden wir nun zum Beispiel im Griechischen weit mehr arabische Wurzeln, als man anfangs glauben möchte, da die große Verschiedenheit in Structur und Charakter der beiden Sprachen diese Uebereinstimmung dem ersten Blicke sehr verhüllt, so ist dieß nicht mehr als sich ohnehin erwarten ließ, nach dem vielfachen Verkehr der Griechen und Phönicier. Im Römischen müßte man, der Geschichte von den ältesten Bewohnern Italiens zu Folge, mehr Einmischung von celtischen und cantabrischen Wurzeln vermuthen. Die nahe Verwandtschaft des Deutschen mit dem

Persischen zeigt deutlich, wo sich dieser Zweig von dem Stamme absonderte; und die beträchtliche Anzahl von Wurzeln, welche die deutsche Sprache mit der türkischen gemein hat, kann selbst den Weg der Einwanderung mit bezeichnen helfen, der sich, wie noch durch manche andre Gründe fast zur historischen Gewißheit wird, längst dem Gihon und an der Nordseite des caspischen Meeres und des Kaukasus immer weiter nach Nordwesten zog. Kaum wird man übrigens eine der Lage und der Beschaffenheit nach auch noch so entfernte Sprache nennen können, in der sich nicht einige deutsche Wurzeln fänden: wie Jarē, das Jahr — im Zend und Mantchou; Laygan, span. poner, legen in der Tagalasprache auf den philippinischen Inseln; rangio, übelriechend, im Japanischen — ranzig, auch einige wenige in der peruanischen Sprache. Dieses ist aus dem Durchzuge und Aufenthalte der germanischen Stämme in denjenigen Strichen Nord- und West-Asiens zu erklären, die von jeher der Sammelplatz der Völker, und die Bühne ihrer Wanderungen waren.

Wir beschränken uns in diesem Buche allein

auf die Sprache und das, was sich bloß aus dieser erklären läßt. Was sich weiter von historischen Thatsachen und Wahrscheinlichkeiten anführen liesse, um die wunderbare Uebereinstimmung so weit entlegner durch große Länderstrecken und Meere getrennter Sprachen begreiflich und die ältesten Wanderungen der Völker deutlich zu machen, bleibt für das dritte Buch verspart. Aber in dem Gebiet der Sprache selbst findet sich noch vieles, wodurch der große Zwischenraum ausgefüllt wird und enger zusammen rückt, oder doch Punkte des Uebergangs gegeben werden. Ich rede nicht von jenen einzelnen Spuren des Deutschen, die in der Krimm, am Kaukasus und caspischen Meere gefunden wurden, noch auch überhaupt von so manchen, obgleich geringen, doch allerdings sehr merkwürdigen Ueberbleibseln sonst verlohrner Sprachen; sondern von noch jetzt bestehenden und blühenden Hauptsprachen und ganzen Sprachfamilien, die durch ihre gemischte Beschaffenheit und ihre Lage unter den Völkern den Zwischenraum zwischen der indischen und persischen Sprache auf der einen, der germanischen, grie-

chischen und römischen auf der andern Seite ausfüllen und einnehmen.

Die erste Stelle unter diesen verdient unstreitig die armenische, in der man nicht nur römische und griechische, persische und deutsche Wurzeln genug findet, und zwar solche, die zu den ersten und wesentlichsten Sprachbestandtheilen gehören; wie die Zahlen, Pronomina, Partikeln oder die nothwendigsten Zeitwörter. Um nur einige seltnere und besonders merkwürdige anzuführen: kan, die lateinische Conjunction quam; mi, eins — verwandt mit dem Griechischen μια; hingh, fünf — quinque, ciurch — circa; ham, das griechische ἁμα, praefigirt wie συμ und con; die negative Partikel mi, griechisch μη; praefigirt werden im gleichen Sinne an und ab, wie α und ab, a im Lateinischen, un im Deutschen; aminajim, das lateinische omnis. Ferner einige Zeitwörter: lusauorim, ich leuchte — luceo; luzzim, ich löse — λυω; uranam, ich leugne — αρνεομαι; zairanam, ich zürne; arnum, ich nehme — αρνυμι; tenim, ich setze — θειναι; Adim, ich hasse — odium; udim, ich esse — edo; garodim,

ich habe Mangel — careo; Lnum, ich fülle an — plenus; dam, ich gebe — do; im, ich bin — Englisch Jam; pirim, ich trage — fero und بردن; porim, ich grabe — bohre; kam, ich komme — ich kam, und viele andre besonders auch persische Wurzeln. Oft sind es unverkennbar dieselben, nur daß sie etwas härter lauten, was vielleicht nicht bloß als allgemeine Eigenthümlichkeit aller gebirgigten Mundarten zu erklären ist, sondern auf höheres Alter deutet. Wichtiger noch aber sind die Uebereinstimmungen in der Structur; zum Beispiel luanam — lavo, luanas — lavas, luanan — lavant; das Futurum wird gebildet durch ziz — szis — sze; also derselbe Hauptlaut, wie im Indischen und Griechischen. Einige Participia in al stimmen dagegen mehr mit den slavischen Sprachen überein, so wie die dritte Person des Singularis luanay, lavat. Die Conjugation wird größtentheils durch Flexion gebildet, zum Theil jedoch auch durch Hülfsverba.

Gewiß ist das Armenische ein merkwürdiges Mittelglied, und kann über die Entstehung und Geschichte der asiatischen und europäischen Spra-

chen manchen Aufschluß geben. Ob nicht dasselbe auch von der Georgianischen Sprache gilt, fehlt es mir an Hülfsmitteln zu entscheiden. Um über das Zend und Pehlvi etwas bestimmtes festzusetzen, fehlt es grade an dem wichtigsten, einer ausführlichen Grammatik nehmlich. Die Declination im Zend hat viel Aehnlichkeit mit der georgianischen; das Pehlvi kennt den persischen Casus obliquus in ra, mehre persische Endungen der Substantive und Adjective in man u. s. w.; auch der eine Infinitiv in atan könnte mit dem persischen in اتن verglichen werden. Dieß wenige aber, alles was bis jetzt geliefert ward, ist freilich noch sehr unzureichend. Im Arabischen und Hebräischen findet sich nichts mit der indischen Grammatik übereinstimmendes, als etwa die weibliche Endung in a und i, und das Pronomen הָ, نا, indisch soh, gothisch sa, wovon noch das altdeutsche so. In den gemeinschaftlichen Wurzeln aber dürften auch diese Sprachen Spuren die Menge enthalten von dem Gange und der Mischung der Völker in den ältesten Zeiten. Wichtig wäre es genau zu bestimmen, in wie weit die hebräische Sprache an solchen der andern

Hauptgattung gemeinschaftlichen Wurzeln einen größern Vorrath hat als das Arabische; im Phönicischen war vielleicht die Annäherung noch stärker.

Die nächste Stelle nach der armenischen, in Rücksicht der immer noch sichtbaren obgleich entfernteren Verwandtschaft, nimmt unstreitig die große Familie der so weit verbreiteten slavischen Sprachen ein. Es ist nicht allein noch sehr viel Flexion in der Grammatik, sondern in einigen wenigen Fällen stimmt selbst das Kennzeichen der Biegung mit den übrigen verwandten Sprachen überein, wie in der ersten und zweiten Person des Präsens im Singularis und Pluralis. Bei sehr unvollkommnen Hülfsmitteln in diesem Fache sind mir doch mehre indische Wurzeln in slavischen Sprachen vorgekommen, und zwar auch solche, die in keiner andern der abgeleiteten Sprachen sich finden. Es müßte vor allem durch ein vergleichendes Wörterbuch und Sprachlehre deutlich gemacht werden, in welchem Verhältniß die verschiedenen slavischen Mundarten zu einander stehen, und welche derselben für die älteste und reinste gehalten werden darf, da-

mit man diese bei der Beurtheilung zum Grunde lege; ein Verfahren, das jederzeit beobachtet werden muß, wenn man einer ganzen Familie von Sprachen ihr Verhältniß zu den übrigen anweisen will.

Ob die celtische Sprache auf einen gleichen Rang der Annäherung an den edlern Stamm wie die slavischen, Anspruch machen dürfe, getraue ich mir nicht zu behaupten. Die gemeinschaftlichen Wurzeln allein beweisen nur Mischung, von der diese Sprache ohnehin alle Kennzeichen an sich trägt. Die Zahlworte allein sind auch nicht entscheidend; sind ja doch im Koptischen zugleich die griechischen und andre eigenthümliche, vermuthlich altägyptische, im Gebrauch. In der bretagnischen *) Mundart

*) Nach Le Brigant und Pinkerton; Shaw's, Smith's, Vallancey's und andrer Werke entbehrte ich. — Ausserdem fehlte es mir auch für einige andre Sprachen an zureichenden Hülfsmitteln; ausser den schon angeführten Fällen noch an dem Hauptwerk über die nordasiatischen Sprachen, den neuesten und vollständigsten Be-

wird durch Präpositionen declinirt; in der reineren ersischen aber ist die Declination ganz anders und wird sonderbar genug durch Veränderung des Anfangsbuchstabens des Wortes gebildet, der sich auch nach den präfigirten Partikeln, welche die Personalbeziehung bedeuten, richtet; z. B. mac — der Sohn, mhic (sprich wic) — des Sohns; pen — der Kopf, i ben sein Kopf, i phen — ihr Kopf, y'm mhen — mein Kopf. Eine Eigenthümlichkeit, die etwas ähnliches hat mit der Art, wie die Partikeln der Personalbeziehung mit dem präfigirten Artikel und dem Worte selbst im Koptischen zusammenschmelzen; Pos — der Herr, Paos — mein Herr, Pekas — dein Herr, Pefos — sein Herr, Pesos — ihr Herr,

---

arbeitungen der koptischen und armenischen Sprache u. s. w. Ich hoffe um so eher bei Kennern solcher Untersuchungen Nachsicht deshalb zu finden, da sie am besten wissen, wie wenig auch große Bibliotheken durchaus vollständig in diesem Fache zu sein pflegen; da sie andrerseits doch auch hier im Einzelnen manches noch nicht bekannte werden gefunden haben.

Penos — unser Herr, Naos — meine Herren, Nekos — deine Herren u. s. w. Die celtische Conjugation in der bretagnischen Mundart wird durch ein Hülfswort gebildet; da aber in mehren Fällen die Zusammensetzung mit dem Suffixum sich noch ganz unverschmolzen und unverkennbar zeigt, wie eomp — wir gehen, ejomp — wir gingen, effomp — wir werden gehen, von omp — wir: so führt uns diese Analogie auf den andern Hauptstamm der Sprachen, wozu auch die baskische gehört, mit der die celtische jedoch nicht mehr gemein hat, als was durch Mischung erklärt werden möchte. Für diesen Mischcharakter der celtischen Sprache dürfte auch die sonderbare Eigenheit sprechen, daß es nicht weniger als vier Wörter in der bretagnischen Mundart giebt, welche Ich bedeuten; anon — koptisch anok, on — indisch ohon, in und me. Wie sehr diejenigen irren, welche das Volk und die Sprache der Celten und der Germanen für eins oder auch nur für nah verwandt halten wollen, indem sie Spuren der Mischung besonders in der bretagnischen Mund-

art für Beweise der Gleichheit nehmen, ist wohl kaum nöthig, weiter zu erwähnen.

Selbst in solchen Sprachen, die am weitesten von der Familie der indischen, griechischen und germanischen entfernt liegen, findet man leicht noch irgend eine geringe Uebereinstimmung, wie die Endung der Adjective im Baskischen auf e z c o, die im Spanischen nur selten vorkömmt, der deutschen auf i s c h, der griechischen in ικος gleicht. Die alten Völker sind durch Wanderung, Kolonien, Krieg und Handel zu sehr durch einander geworfen, als daß sich nicht solche ganz einzelne Spuren fast überall finden sollten.

Ich würde überhaupt den Leser zu ermüden und zu verwirren fürchten, wenn ich alles, was gesammelt und vorgearbeitet war, mittheilen wollte. Genug, wenn hier nur in das Ganze Ordnung gebracht und befriedigend angezeigt ist, nach welchen Grundsätzen etwa eine vergleichende Grammatik und ein durchaus historischer Stammbaum, eine wahre Entstehungsgeschichte der Sprache, statt der ehemaligen erdichteten Theorieen vom Ursprunge derselben, zu entwerfen wäre.

Das hier gesagte wird wenigstens hinreichend sein, um die Wichtigkeit des indischen Studiums, auch schon bloß von Seiten der Sprache betrachtet, zu beweisen; im folgenden Buche wollen wir es nun im Verhältniß zur Geschichte des orientalischen Geistes betrachten.

Ich schliesse mit einem Rückblicke auf William Jones, der durch die aufgezeigte Verwandtschaft und Abstammung des Römischen, Griechischen, Deutschen und Persischen aus dem Indischen zuerst Licht in die Sprachkunde, und dadurch in die älteste Völkergeschichte gebracht hat, wo bisher alles dunkel und verworren war. Wenn er aber die Verwandtschaft noch auf einige andre Fälle, wo sie doch ungleich geringer ist, ausdehnen, ferner die unbestimmbar große Menge der Sprache auf die drei Hauptzweige der indischen, arabischen und tatarischen Familie zurückführen, und endlich, nachdem er selbst zuerst die totale Verschiedenheit des Arabischen und Indischen so schön festgestellt hat, zuletzt doch bloß der Einheit zu Liebe alles aus einem gemeinschaftlichen Urquell herleiten will; so haben

wir dem vortrefflichen Manne in diesen Stücken nicht folgen können, worin uns, wer die gegenwärtige Abhandlung aufmerksam prüfen will, unstreitig beistimmen wird.

Zweites Buch.

Von der Philosophie.

Erstes Kapitel.

Vorläufige Bemerkungen.

Es ist eine fast allgemein angenommene Meinung, daß der Mensch von einem Zustand ganz thierischer Dumpfheit angefangen, durch Noth von einer Anstrengung zur andern weiter getrieben, unter mancherlei äussern Veranlassungen und Anregungen, sich erst ganz allmählig zu einiger Vernunft empor gearbeitet habe. Wenn man aber auch keine Rücksicht darauf nimmt, wie sehr diese Ansicht aller gesunden Philosophie widerstreitet, so muß man doch gestehen, daß sie durch die älteste Geschichte durchaus nicht bestätigt, sondern vielmehr vor derselben als eine willkührlich erdichtete Meinung erfunden wird, und verschwindet. Auch ohne die Mosaische Urkunde,

welche wir für jetzt bei Seite setzen, um im dritten Buch darauf zurück zu kommen, zeigen die meisten und ältesten andern asiatischen Denkmale und geschichtliche Thatsachen einstimmig darauf hin, daß der Mensch seine irdische Laufbahn nicht ohne Gott angefangen habe. Besonders von Indien her zeigen sich sehr merkwürdige und unerwartete Aufschlüsse über den Gang der menschlichen Denkart in den ältesten Zeiten. Einiges ist schon aus dem Wenigen klar, was wir bis jetzt haben, und noch weit mehr läßt sich erwarten.

Nachdem wir im ersten Buche die Sprache der Indier in ihrem Verhältniß zu den übrigen merkwürdigsten asiatischen und europäischen Sprachen betrachtet haben, so wäre es vielleicht in der Ordnung in diesem zweiten Buche von der indischen Mythologie, als der Quelle so mancher andern, zu handeln; und allerdings würden wir, ohne auf einzelne oft täuschende Aehnlichkeiten so sehr einzugehen, als es bisweilen in den Schriften der calcutischen Gesellschaft geschehen ist, auch hier zeigen können, daß es wie in der Sprache, so auch in der Mythologie eine innere Structur giebt, ein Grundgewebe, dessen Aehn-

lichkeit bei aller sonstigen äussern Verschiedenheit der Entwicklung, doch noch auf einen verwandten Ursprung hindeutet. Es fehlt auch hier nicht an sehr überraschenden, und gewiß nicht blos zufälligen Uebereinstimmungen. Doch wird hier eine fast noch strengere Vorsicht erfordert, als bei der Sprache, denn die Mythologie ist in ihren Einzelnheiten noch schwankender und schwebender, und der flüchtige zarte Geist oft noch schwerer zu ergreifen, als in der Sprache. Mythologie ist das verflochtenste Gebilde des menschlichen Geistes; unendlich reich, aber auch höchst veränderlich in seiner Bedeutung, die doch allein das Wesentliche ist; darum muß alles und jedes in seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach Zeit und Ort aufgegriffen werden, und selbst die geringste Verschiedenheit ist hier wichtig. Die griechische und römische Mythologie z. B. sind wir gewohnt, wo es nicht auf historische Genauigkeit ankommt, für dieselbe anzunehmen und gelten zu lassen; wie groß aber die Verschiedenheit sei, ist denjenigen bekannt, welche in die ältern Zeiten beider Völker zurückgegangen sind, so daß man gewiß sehr Unrecht hätte, Venus und Aphrodite,

Mavors und Ares u. s. w. für eine und dieselbe Gottheit zu halten. Aber auch von einer hellenischen Stadt zur andern, welch ein Unterschied! zwischen Korinth und Athen, oder zwischen Doriern in Sparta und Sicilien! Das Bild, einzelne Züge der Geschichte, der Nahme selbst einer Gottheit, ist oft weit verbreitet, erhält sich zum Erstaunen lange, sogar bei getrennten Völkern; aber der Sinn, die Bedeutung ist doch eigentlich allein wesentlich, und wie gestaltet sich diese fast immer und überall anders? Daher gehört wenigstens ein sehr großer Vorrath von Thatsachen und Quellen dazu, um das einzige zu versuchen, was hier Aufschluß geben kann, eine ausführliche Darstellung des Ganzen nehmlich, nach allen seinen Einzelnheiten, nach den Abstufungen der innern Entwicklung und äussern Einmischung bis auf jede Spur allmähliger Veränderung. Um dies für die indische Mythologie leisten zu können, sind unsre Hülfsmittel durchaus noch nicht vollständig genug.

Wir verlassen also hier den vergleichenden Weg des ersten Buchs, und geben statt einer vergleichenden Analyse der Mythologieen, wozu

es noch zu früh ist, lieber etwas, was allen Untersuchungen der Art zur sichern Grundlage dienen kann; eine Darstellung der orientalischen Denkart nehmlich, nach ihren wichtigsten Stufen und Verschiedenheiten. Freilich bleibt auch hier im Einzelnen noch vieles zu wünschen übrig, doch ist das, was wir schon jetzt haben, zureichend, um sich einen Begriff des Ganzen zu bilden, wenn man es nur versteht, sich in die alte Denkart zu versetzen; es ordnen sich die Thatsachen, wenn sie nur rein aufgefaßt werden, von selbst zur vollkommnen Deutlichkeit.

Als eben so viel Epochen der orientalischen Denkart betrachte man die einzelnen Theile der folgenden Darstellung, nicht als philosophische Systeme; denn wiewohl alle diese Denkarten wo nicht gleich, so doch später auch systematisch dargestellt worden sind, so waren sie doch ursprünglich alle mehr als bloß Philosophie. Gesondert haben wir diese Denkarten, weil sie wirklich gesondert sind, ihrem Geiste und auch der Geschichte nach; wie sich eine Denkart aus der andern durch allmählige Uebergänge entwickelt habe, oder durch den Gegensatz an sie schliesse, wird im Einzelnen

angezeigt werden. Bei jeder Epoche bemerken wir, was von indischer Mythologie oder Philosophie zu dieser gehört, die der andern asiatischen Nationen nur da hinzunehmend, wo es zur Deutlichkeit oder Vollständigkeit des Ganzen beitragen kann.

Zweites Kapitel.

System der Seelenwandrung und Emanation.

Unter allen Philosophieen oder Religionen, welche Asien als ihr Vaterland erkennen, ist keine so zuverläßig indischen Ursprungs, keine, mit Ausschluß der mosaischen Urkunde, älter als das System der Emanation und Seelenwandrung. Das Wesentliche desselben wird im ersten Buche der Gesetze Monu's vorgetragen, einem Denkmale, dem keine gesunde Kritik ein geringeres Alter anweisen wird, als dem ältesten, was die westlich europäische Welt irgend aufzuweisen hat. Seit Jahrtausenden, wie noch heute, ist es die Grundlage der indischen Verfassung und Gesetzgebung, man kann sagen des indischen Lebens, und eben so unverkennbar das Grundgewebe indischer Sage und Mythologie, der herrschende Geist dersel-

ben. Nähern Aufschluß als die Gesetze des Monu geben, darf man ausser den Veda's vielleicht von der ältesten indischen Philosophie erwarten, welche Mimanso genannt wird, und vom Joimini, dem Verfasser des Samoved, gestiftet ward.

Wie genau und nothwendig Emanation, wenn sie nur in dem ursprünglichen und ältesten Sinn genommen wird, mit Metempsychose zusammenhänge, werden wir sogleich deutlich machen. Nur muß man freilich den Gedanken an alles dasjenige entfernen, was bei Chaldäern oder Griechen in spätern Zeiten Emanation hieß, da kein System mehr in seiner ursprünglichen Reinheit vorgetragen, sondern eine aus allen zusammengeflossene Mischung mit dem unbestimmten Namen der orientalischen Philosophie bezeichnet ward. Besonders darf man das System der Emanation nicht mit dem Pantheismus verwechseln. Demjenigen, der bloß an die dialektische Form der jüngern europäischen Philosophie gewohnt ist, erscheint zwar die größere Kühnheit und Fantasie jedes orientalischen Systems leicht pantheistisch, und allerdings finden sich der Ver-

bindungen in spätern Zeiten genug. Der ursprüngliche Unterschied ist jedoch sehr wesentlich; denn es wird die Individualität in der alten indischen Lehre keinesweges aufgehoben und geläugnet. Auch ist die Rückkehr der einzelnen Wesen in die Gottheit denselben nur möglich, nicht nothwendig, das beharrlich Böse bleibt ewig getrennt und verworfen; oder, wenn wir uns eines scheinbar neueren theologischen Ausdrucks, der aber dem alten Begriff ganz angemessen ist, bedienen dürfen: die Ewigkeit der Höllenstrafen ist mit dem System der Emanation keinesweges unvereinbar, macht vielmehr einen wesentlichen Bestandtheil desselben aus. In Beziehung auf das Gute und Böse kann keine größere Verschiedenheit Statt finden, als zwischen diesem System und dem Pantheismus. Der Pantheismus lehrt, daß alles gut sey, denn alles sey nur eines, und jeder Anschein von dem, was wir Unrecht oder Schlecht nennen, nur eine leere Täuschung. Daher der zerstörende Einfluß desselben auf das Leben, indem, man mag sich nun in den Ausdrücken auch drehen, und an den durch die Stimme des Gewissens überall hervor-

tretenden Glauben anschliessen wie man will, im Grunde doch, wenn man dem verderblichen Princip nur getreu bleibt, die Handlungen des Menschen für gleichgültig, und der ewige Unterschied zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht, ganz aufgehoben, und für nichtig erklärt werden muß. Ganz anders in dem System der Emanation, wo vielmehr alles Dasein für unseelig, und die Welt selbst für im Innersten verderbt und böse gehalten wird, weil es doch alles nichts ist, als ein trauriges Herabsinken von der vollkommnen Seeligkeit des göttlichen Wesens.

Auf dialektische Weise gegen die philosophische Richtigkeit dieses Systems zu streiten, dürfte sich nicht der Mühe verlohnen; denn auf Gründen der Art, auf Demonstrationen, beruht es nicht, hat vielmehr ganz die Form willkührlicher Erdichtung, so gut wie andre bloß dichterische Kosmogonien. Ein System kann es aber doch wohl genannt werden, denn es ist tiefer Zusammenhang darin, und diesem verdankt es vielleicht einen Theil der Gewißheit, die es für seine Anhänger seit Jahrtausenden mit sich führt, noch mehr der uralten Ueberlieferung und dem angeb-

lich göttlichen Ursprung. Und wohl lohnt es sich der Mühe, es zu verstehen, wäre es auch nur, weil es die älteste Denkart des menschlichen Geistes ist, die wir historisch kennen, und die auf die ganze nachfolgende Entwickelung und Geschichte desselben einen unübersehlichen Einfluß gehabt hat. Um es zu verstehen, muß man aber vor allem das Gefühl ergriffen haben, welches ihm zum Grunde liegt. Nachdem Monu die Erschaffung aller Naturkräfte, der lebendigen Wesen, Thiere und Gewächse besungen hat, die als eben so viele eingehüllte Geister gedacht werden, schließt er mit der allgemeinen Betrachtung:

Von vielgestaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn,
Endes bewußt sind diese all, mit Freud' und Leidgefühl begabt.

So in Finsterniß gebunden, und doch innig gefühlvoll, des Todes und ihrer Schuld sich bewußt, wandeln sie auf der Bahn, die der Schöpfer ihnen von Anfang bestimmte, dem unausweichlichen Ziele entgegen.

Diesem Ziel nach nun wandeln sie, aus Gott kommend, bis zur Pflanz' herab,

In des Seins schrecklicher Welt hier, die stets hin
zum Verderben sinkt.

In diesen Worten ist gleichsam die Seele des ganzen Systems ausgesprochen, das herrschende Grundgefühl desselben. Was die Dichter der Alten in einzelnen Sprüchen von dem Unglück des Daseins singen, jene traurigen Strahlen einer durchaus furchtbaren Welt-Ansicht, die sie in tiefbedeutenden Trauerspielen aus dem Gedanken eines dunkeln Schicksals über die Sagen und Geschichten von Göttern und Menschen verbreiten, sammle man sich in Ein Bild und allumfassendes Ganzes, und verwandle das vorübergehende dichterische Spiel in bleibenden ewigen Ernst, so wird man am besten das Eigenthümliche der alten indischen Ansicht aufgefaßt haben.

Daher die Lehre von den vier Zeitaltern, deren das folgende immer in einem bestimmten Verhältniß unvollkommner und unseeliger war, als das vorhergehende, bis auf das gegenwärtige vierte Zeitalter vollendeten Elends. Auf ähnliche Weise wird oft auch die Abstufung der vier Stände, als ein immer tieferes Herabsinken zur irdischen Unvollkommenheit geschildert. Daher auch

die Lehre von den drei Welten, Troilokyon, oder drei Grundkräften, Troigunyon, deren die erste wahrhaft, sotwo, die andre täuschend und im Schein glänzend, rojo, und die dritte und letzte dunkel, tomo, ist. Auch in den Emanationen selbst herrscht das gleiche Gesetz steter Verschlimmerung, sie mögen nun geistiger Art oder auch äussere Naturkräfte sein.

Aus dem Selbst des unendlichen Wesens läßt Monu den Geist hervorgehen; aus dem Geist die Ichheit; denn der Geist ist der zweite Schöpfer, und auch Monu (nah verwandt mit monoh) erschafft alle einzelne Wesen, nachdem Brohma selbst zuvor die allgemeinen Grundkräfte des Geistes und der Natur hervorgebracht hat. Auch die Elemente läßt Bhrigu, in der nachfolgenden Erklärung aus dem Geiste, und eines aus dem andern in der Ordnung hervorgehen, wie man sich ihre Feinheit und Vollkommenheit damals dachte. Dieses Gesetz steter Verschlimmerung und steten Verderbens, und jene unendliche Betrübniß im Gefühl der Schuld und des Todes, sind der Geist jenes Systems. Die Stufen oder Grundkräfte der Emanation sind in

verschiedenen Darstellungen verschieden, da die Willkühr der Dichtung sich hierin nicht so eng beschränken läßt.

Unter den Gottheiten der indischen Fabel ist es Brohma, der diesem Systeme oder diesem Ideenkreise insbesondere angehört. Brohma ist, so wie in Monu's Gesetzbuch von ihm geredet wird, der ewige Geist, das unendliche Ich, König und Herr der Wesen, und wie er auch in spätern Schriften vorzugsweise genennt wird, Vater und Ahnherr des Weltalls. Er ist der ewig Unbegreifliche, der allein Selbstständige, der eigentliche Er, oder Gott selber. In spätern Schriften wird dasselbe auf den Sivoh und Vischnu, von den besondern Anhängern dieser Gottheiten angewandt; in Monu's Gesetzbuch nimmt Brohma die erste Stelle ein; die beschränktere Deutung dieser Gottheit als Element der Erde, ist also für später zu halten.

Wir können in der That, so sehr auch alles mit willkührlichen Dichtungen und ganz groben Irrthümern überladen sein mag, wie sehr auch ein Aberglauben von zum Theil schrecklicher und furchtbarer Art, alles entweihend und vergif-

tend, durch das ganze System ihrer Denkart und ihres Lebens fort hinschleicht; wir können, sage ich, den alten Indiern die Erkenntniß des wahren Gottes nicht füglich absprechen, da alle ihre alten Schriften voll sind von Sprüchen und Ausdrücken, die so würdig, klar, und erhaben, so tiefsinnig und sorgfältig unterscheidend und bedeutend sind, als menschliche Sprache nur überhaupt von Gott zu reden vermag. Wie kommt nun so hohe Weisheit zusammen mit der Fülle des Irrthums?

Was aber noch mehr Erstaunen erregen muß, als die reinsten Begriffe von der Gottheit in dem ältesten System des Aberglaubens zu finden, ist der damit verbundene Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, der nicht bloße Wahrscheinlichkeit war, durch langes Nachdenken allmählig gefunden, oder ferne Dichtung von einer unbestimmten Schattenwelt, sondern feste und klare Gewißheit, so daß der Gedanke des andern Lebens herrschender Bestimmungsgrund aller Handlungen in diesem ward. Ziel und Seele der ganzen Verfassung, aller Gesetze und Einrichtungen, bis auf die geringsten Gebräuche.

Dieß letzte, ich will nicht sagen auf eine befriedigende, sondern nur auf eine verständliche Weise, durch allmählige Entwicklung aus jener thierischen Dumpfheit zu erklären, wovon, nach der allgemeinen Voraussetzung, der menschliche Geist ausging, dürfte wohl durchaus unmöglich seyn. Den tiefverborgenen Grund aufzuhüllen, warum diese klare und gewisse Ueberzeugung von der Unsterblichkeit mit der Erkenntniß des wahren Gottes unmittelbar verbunden war, ist hier der Ort nicht. Ich will nur die Frage aufwerfen, ob das gewöhnliche Verfahren derjenigen wohl das rechte sein könne, welche den Begriff der Gottheit und den Beweis ihres Daseins aus Vernunftschlüssen, Wahrscheinlichkeiten der äussern Natur und innern Bedürfnissen oder Hindeutungen zusammensetzen; da wir doch Gott schon erkannt haben müssen, um seine Spuren in der Natur und im Bewußtsein wieder zu finden, und da auf diese Weise der erhabene Begriff seiner Einfachheit und damit seiner ganzen Würde beraubt wird? Von denjenigen rede ich hier nicht, welche den Begriff der Gottheit aus der Ichheit oder dem Gesetz der Vernunft

hervorgehen lassen wollen; sie dürften wohl etwas ganz anders an die Stelle desjenigen setzen, dessen Begriff sie verlohren haben. Mit einem Worte: als natürliche Entwicklung der Vernunft betrachtet, ist das indische System der Emanation durchaus unerklärlich; als misverstandene Offenbarung, ist alles darin ganz begreiflich. So hätten wir also schon in der blos geschichtlichen Ansicht hinreichenden Anlaß zu vermuthen und vorauszusetzen, was vielleicht andre und höhere Gründe uns als gewiß anzunehmen bewegen müssen; daß derselbe, der den Menschen so herrlich begabt und gebildet hatte, dem Neugeschaffenen einen Blick in die unendliche Tiefe seines Wesens vergönnt und ihn dadurch aus der Kette der sterblichen Wesen für immer empor gerückt, und mit der unsichtbaren Welt in Verbindung gesetzt habe, ihm das hohe aber gefährliche Geschenk ewigen Glücks oder Unglücks verleihend.

Nicht als Unterricht des Vaters in Bild und ausdrücklichem Wort denke man sich diese ursprüngliche Offenbarung, wiewohl auch dies kein ganz leeres und unwürdiges Gleichniß

wäre; sondern als ein Aufgehen des innern Gefühls. Wo das Gefühl des Wahren einmal da ist, da finden sich die Worte und Zeichen leicht ohne weitere Mithülfe, um so edler und bedeutender, je tiefer und größer das Gefühl ist. Wie aber konnte denn göttlich mitgetheilte Wahrheit misverstanden werden? Nicht anders; ohne alle Offenbarung würde der Mensch wohl noch in der Reihe der Thiere stehen, vielleicht als das erste, vielleicht auch als das innerlich wildeste und unseeligste; ohne freien Gebrauch und eignes Verständniß der göttlichen Wahrheit wäre er zum blinden Werkzeug erniedrigt worden. Und eben diesen ältesten Irrthum, der aus dem Misbrauch des göttlichen Geschenks, aus der Verdunklung und Misdeutung der göttlichen Weisheit entstand, finden wir in den indischen Urkunden, werden dies immer deutlicher und belehrender finden, je mehr wir das gebildetste und weiseste Volk des Alterthums kennen lernen. Es ist das erste System, das an die Stelle der Wahrheit trat; wilde Erdichtungen und grober Irrthum, aber überall noch Spuren der göttlichen Wahrheit und der Ausdruck jenes Schrek-

kens und jener Betrübniß, die der erste Abfall von Gott zur Folge haben mußte.

Daß die Fantasie den Widerspruch und Zwischenraum zwischen dem Gedanken des vollkommnen Wesens und dem Anblick der unvollkommnen äussern Welt kaum auf eine leichtere und natürlichere Art ausfüllen konnte, als durch die Ansicht der Emanation, wird jeder gern zugeben. Sie ist nicht nur Wurzel des ältesten und allgemeinsten Aberglaubens, sondern auch eine reiche Quelle der Dichtung geworden. Alles ist dieser Ansicht gemäß ein Ausfluß der Gottheit, jedes Wesen selbst ein nur beschränkter, gebundner, verdunkelter Gott; alles also beseelt und belebt, alles voll Götter; Hylozoismus, und nicht blos Polytheismus, sondern wenn man so sagen darf, Allgötterei, wie denn in der That die Menge der indischen Götter zahllos ist. Die unendliche, keinesweges angebildete sondern ursprüngliche Fülle der Dichtung ist es, was eine Mythologie, die aus dieser fruchtbaren Quelle hervorgeht, von den dürftigen Vorstellungen von Geistern der Verstorbenen bei denen Völkern unterscheidet, die weniger gebildet, oder um es bestimmter

auszudrücken, die weiter von dem Strome alter Sagen und Ueberlieferung entfernt waren; wiewohl noch keines gefunden ist, das ganz abgesondert wäre von aller Mittheilung mit edlern gebildetern Völkern, d. h. von solchen, die näher und unmittelbarer aus dem Quell aller Dichtung und Fantasie schöpfen konnten. Diese Fülle innern lebendigen Reichthums hat selbst die griechische Mythologie, so verschieden sonst ihr Geist und Charakter ist, noch mit der indischen gemein.

Daß auch Vergötterung großer und heiliger Menschen nicht mit diesem System von Vielgötterei durch mannichfache Ausströmungen aus einem Urquell streite, sich vielmehr an denselben anschließe, bedarf kaum einer Erwähnung; da die größere innere oder äussere Verwandtschaft und Nähe des abgesonderten Wesens zu dem ursprünglichen auch die Würde und Würdigkeit desselben für Verehrung und Anbetung bestimmt.

Im Gefolge des Brohma finden wir also gleich die heiligen zehn Altväter, die eine so bedeutende Stelle in der indischen Mythologie einnehmen; die sieben großen Rischis oder Prie-

ster der Vorwelt, die nachher unter die Sterne versetzt wurden; den Kashyopo, und alle durch ihn von der Diti und Aditi, der Nacht und der Heitre, abstammenden Geschlechter, bis auf die beiden Stämme der Sonnenkinder, und der Söhne des Mondes.

Wir begnügen uns hier mit der bloßen Möglichkeit, daß die indischen Altväter nur vergötterte Menschen seien, ohne im geringsten der Meinung einer sinnbildlichen Bedeutung im voraus widersprechen zu wollen. Das wirklich historische floß oft mit den Ideen von Emanation, die Genealogie der Altväter und Helden mit der Kosmogonie der Natur zusammen; die sieben Monu's z. B. sind eben so viele Aeonen, untergeordnete Weltschöpfer und Weltordner, Entwicklungsperioden und Erscheinungs-Epochen des höchsten Altvaters. Wollte man aber darum alles historische in dieser Sage läugnen?

Die weitere Untersuchung würde uns jetzt zu sehr ins Einzelne führen, und wird sich künftig bei reicheren Quellen fruchtbarer behandeln lassen. In dieser Darstellung der hauptsächlichen Epochen der orientalischen Denkart beschrän-

ken wir uns auch nur auf die Hauptbegriffe der indischen Götterlehre, die so stark gezeichnet aus derselben hervortreten, daß auch was wir jetzt haben hinreicht, um ihre wesentliche Bedeutung nicht ganz zu verkennen.

Am vortheilhaftesten und schönsten stellt sich das System der Emanation dar, wenn wir es als Lehre der Rückkehr betrachten. Von dem göttlichen Ursprung des Menschen nimmt es überall Anlaß ihn an die Rückkehr zu erinnern, und sich die Wiedervereinigung mit der Gottheit als einzigen Zweck aller seiner Handlungen und Bestrebungen zu setzen. Daher die heilige Bedeutung so mancher indischen Gesetze, Sitten und Gebräuche, und der erhabene Ernst ihrer ganzen Lebenseinrichtung. Doch mag der Geist schon frühe entflohen sein, so daß es nur todte Gebräuche und Bußübungen blieben; auch frühe schon sich Aberglauben und Irrthum beigemischt haben.

Nach der in diesem System herrschenden Ansicht von der Abstufung und den Geschlechten der in so mannichfacher Gestalt eingehüllten lebendigen Wesen, ihrer allmähligen Annäherung

und Entfernung von dem gemeinschaftlichen Urquell, entstand der Begriff von der Seelenwanderung. Noch verwandt damit und ebenfalls ein wesentlicher Bestandtheil desselben Systems ist die Lehre von einem vorigen Leben, von der Präexistenz der Seelen, und von den Ideen oder höheren Gedanken aus dunkler Erinnerung der im vorigen Zustande angeschauten göttlichen Vollkommenheit, die besonders beim Anblick des Schönen wieder rege wird; eine Lehre, auf die sich Kalidas in der Sokuntola, einem Volks-Schauspiele, als auf eine allgemein bekannte, und ganz populäre Vorstellungsart bezieht und anspielt. Wo diese Seelenwanderung nicht bloß physisch gemeint, sondern mit der Meinung von der moralischen Verderbniß und Unseeligkeit aller Wesen, und nothwendigen Reinigung und Rückkehr zu Gott verbunden ist, da ist sie sicher aus diesem System entlehnt, und also indischen Ursprungs. Auf diese Weise finden wir in der Lehre des Pythagoras den Begriff der Metempsychose mit allen seinen orientalischen Nebenbestimmungen zum sichern Beweise, daß es keine hellenische Erfindung war,

obgleich bald hernach mit hellenischem Geist und Scharfsinn angeeignet und umgebildet; man müßte dann auch die ältesten und verhältnißmäßig besten Nachrichten von der pythagorischen Lehre ganz verwerfen wollen.

Daß bei den celtischen Druiden die Lehre der Seelenwandrung herrschte, wissen wir; weniger, auf welchem Wege sie dahin gelangt war. Daß sie den Hetruskern und überhaupt im alten Italien noch vor Pythagoras bekannt war, ist wahrscheinlich. Von der Verbreitung dieser Lehre selbst im äußersten Norden, finden sich Spuren bei den Alten. Brachte Pythagoras sie vom Auslande herüber, so konnte er sie wohl nur im westlichen Asien oder in Aegypten kennen lernen. Die Aegyptische Behandlungsart der Leichen, die sie so weit als möglich zu verewigen suchten, dürfte allerdings eine sehr merkliche Verschiedenheit in der Ansicht von der Unsterblichkeit voraussetzen lassen; da sonst die Mythologie und Religion der Aegypter, ihrer ganzen Structur und ihrem Geiste nach, sich häufig ganz an die indischen anzuschließen scheinen. Osiris, ien Hauptbegriff der Aegyptischen Lehre als

einer leidenden und sterbenden Gottheit, erklärt sich am besten aus der indischen Lehre von der Unseeligkeit des Daseins, wozu die reine Vollkommenheit herabgesunken, und darin eingehüllt und gefesselt sei.

Drittes Kapitel.

Von der Astrologie und dem wilden Naturdienst.

Wenn das System der Emanation durch seine moralische Tiefe, durch seine positive Fülle und genetische Entwicklung des Weltalls, den Vorzug vor dem eigentlichen Pantheismus behält, der durch seinen bloß negativen und abstracten, und also irrigen Begriff des Unendlichen, jederzeit in leere Indifferenz geräth, so läßt es sich dagegen von dem Vorwurf des Fatalismus auch in der ältesten Gestalt, die wir bis jetzt kennen, nicht frei sprechen. Der Lehre von der Vorherbestimmung haben wir schon oben erwähnt, man wird sie ganz deutlich in der Kosmogonie des Monu finden, die wir im Anhange liefern. Dahin gehört auch die Lehre von dem steten Kreis-

lauf, und ewigen Wechsel zwischen Schlaf und Wachen des unendlichen Wesens.

„Als geschaffen dieß All hatte, der sich undenkbar
entwickelt stets,
„Sank zurück in sich selbst wieder, Zeit mit Zeit nun
vertauschend er.
„Während der Gott nun wachend ist, da regt strebend
sich hier die Welt,
„Doch wenn ruhigen Sinns er schläft, sodann
schwindend vergeht es all."

Nun wird weiter beschrieben, wie alle irdische Wesen in den Grund jenes Erhabenen verschlungen werden —

„Weil der, so alles Seins Leben, wohl süß schlummert, der Kraft beraubt."

Und ferner:

So mit Wachen und Schlaf wechselnd, dieß All was
sich bewegt was nicht,
Bringt zum Leben er stets hervor, vertilgt es, selbst
unwandelbar.

Zahllose Weltentwicklungen giebts, Schöpfungen,
Zerstörungen,
Spielend gleichsam wirket er dieß, der höchste Schöpfer, für und für.

Der Begriff von der Zwecklosigkeit der Welt und einer blos spielenden Thätigkeit Gottes, hängt wesentlich zusammen mit jener Ansicht eines ewigen Kreislaufs. In spätern Systemen ist dieß die stets wechselnde Contraction und Ausdehnung der höchsten Grundkraft, das Pulsiren der Weltseele.

Der Fatalismus hat sich bei den orientalischen Völkern zu einem sehr künstlich weit verbreiteten System entfaltet. Die Astrologie, sammt aller ihrer Begleitung von Vorbedeutungen, Augurien, unglücklichen Tagen, Beschwörungen und dunkeln magischen Künsten, ist diese merkwürdige Erscheinung des Alterthums, die noch bis auf sehr neue Zeiten ihren unermeßlich großen Einfluß erstreckt. Nicht blos als dichterische Bewundrung der Naturschönheit, sondern genau in dieser Umgebung finden wir den Gestirndienst bei den Aegyptern, mit einem dem Anschein nach rohen Thierdienst verwebt. Daß der Mensch von der Verehrung der Gottheit zur Anbetung der wilden Naturkraft, vom Schöpfer zu seinen Werken herabsinken und verirren könne, dafür giebt es in seinem Geist und Herzen so viele

Gründe und Veranlassungen, daß es wenigstens hier überflüssig sein dürfte, sie weiter auseinander zu setzen. Genug, wir finden auch im alten Asien nicht blos Spuren, sondern Beweise einer ganz eigentlich materialistischen Denkart; mag man diesen Materialismus auch zum Unterschiede von dem, was in Europa so genannt wird, den orientalischen nennen, da er, so weit wir ihn bis jetzt kennen, gewiß ein sehr eigenthümliches Gepräge an sich trägt. Wir zeigen ihm in der historischen Stufenfolge der verschiedenen orientalischen Denkarten diese Stelle an, unmittelbar nach dem System der Emanation, der Rückkehr und Seelenwandrung; es würden sich ausser dem astrologischen Aberglauben vielleicht noch mehr Mittelglieder und Punkte des Uebergangs und der allmähligen Entartung von einer so durchaus religiösen zu einer ganz materiellen Ansicht aufzeigen lassen; aber es bedarf dessen nicht, denn schon in der ältesten bis jetzt bekannten Urkunde der indischen Lehre, in der Kosmogonie des Monu, ist vieles sehr materiell. Das Bild von dem Welt-Ei zwar, welches sich auch bei den Aegyptern findet, kann man für ein

bloßes Bild kindlichen Alterthums halten; die Matra aber, die Samentheilchen des Weltstoffes, müssen schon eine mehr philosophische Beziehung haben. Ob sie, wo nicht schon hier, so doch später, eigentliche Atome sind, ob diejenigen griechischen Gelehrten Recht hatten, welche behaupteten, daß auch das System der Atome orientalischen Ursprungs sey, wird sich erst entscheiden lassen, wenn wir die Sekte der Paschandisten, Shoktisten, und die als atheistisch angeführten Systeme, als Charval, u. s. w., wo nicht aus den vielleicht größtentheils verlohrnen Urschriften, so doch wenigstens aus den Widerlegungen der Gegner bestimmter kennen lernen, da uns die Philosophie der Phönicier zu wenig und zu unsicher bekannt ist, um etwas entscheidendes über sie festsetzen zu können, so wahrscheinlich es sein mag, daß sie ganz und gar von dieser Art war.

In der aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten und durch manche Stufen allmählig gebildeten Religion der Indier, nimmt die Anbetung der wilden Naturkraft aber eine nur allzu große Stelle ein. Bald als allvernichtende

Zerstörung aufgefaßt, bald als Zeugungskraft der Natur als eines unendlichen Thieres, bietet uns der Dienst des Sivo, und der furchtbare Durga, Bilder des Todes und der Wollust, blutige Menschenopfer und bakchantische Zügellosigkeit in einem grausen Gemisch dar. Was diesen Naturdienst und Materialismus so schrecklich macht, und von der bloßen Sinnlichkeit mancher Völker im Zustande der einfachsten Wildheit noch so sehr unterscheidet, dürfte gerade die beigemischte und überall einverwebte Idee des Unendlichen sein, die noch auf den bessern Ursprung zurück deutet; denn grade das Höchste und Edelste wird immer, wenn es verwildert und entartet, zur schrecklichsten Misgestalt.

Es hat sich dieser Naturdienst so weit verbreitet, daß wir uns nur auf einige Andeutungen des wichtigsten beschränken müssen. Alle jene Götter, denen so ausschließlich durch Menschenopfer gehuldigt ward, verrathen dadurch und durch manche andre Züge, ihre Verwandtschaft mit dem indischen Sivo und der Kali; von der Art sind der Baal und Moloch der syrischen und punischen Völker; wie überhaupt dieser wilde

Naturdienst und Materialismus bei keinem Volke so ausschliessend geherrscht haben mag, als bei den Phöniciern. Dahin gehört auch jener Esus, dem die Gallier solche Ströme von Blut vergossen haben, wie sonst in der alten Welt kein Beispiel gefunden wird, und sich nur noch in dem Götzendienst der Mexikaner wieder findet. Auch in dem Gestirn und Thierdienst der alten Aegypter nahm die Verehrung des Lingam und der alles erzeugenden Yōni wohl eine weit größere Stelle ein, als man gewöhnlich voraussetzt. Den Gebrauch des Phallus bei Festen und an Bildern in Griechenland leitet Herodot aus Aegypten her. Die Geschlechtszeichen, die der siegreiche Sesostris überall aufstellte, würden sich, wenn die Thatsache anders gegründet ist, viel natürlicher aus diesem Aberglauben als allgemeine Sinnbilder desselben erklären, als nach der moralischen Deutung des Herodot auf die mannhafte Tapferkeit oder weibische Feigheit der überwundenen Völker beziehen lassen. Die phönicische Astarte, die phrygische Cybele, die ephesische Artemis, selbst die germanische Hertha, sind vielleicht nur in unwesentlichen Nebenbestimmungen von der indischen

Bhovani verschieden. Den Grundbegriff der alles zeugenden unendlich thierischen Naturkraft in allen diesen ist wohl ungefähr derselbe. Vorzüglich in Babylon und in allen von dem babylonischen Reich abhängigen Staaten scheint die Verehrung dieser Göttin Mylitta, bei den Armeniern Anaitis, Alilath bei den alten Arabern, am meisten geherrscht zu haben; es ist nicht unwahrscheinlich, daß unter den Yavanern in den alten indischen Schriften, alle westlichen Völker, welche diesem Dienste ausschliessend anhiengen, gemeint seien, nicht ein bestimmtes Volk, sondern eine Religionssecte; wenigstens können die Yavaner, welche in Monu's Gesetzbuch nebst den Pehlvans und andern verwilderten Geschlechtern vom Stamme der Krieger erwähnt werden, wohl nicht Alexanders Griechen sein; wenn auch später unter jener allgemeinen Benennung westlicher Völker, die Griechen mit verstanden wurden.

Daß diese Verehrung der Naturkraft obwohl mehr verschleiert und gemildert, nicht so durchgeführt und zusammenhängend, doch der innere Geist der Religion der Römer und Griechen

gewesen sei, wird niemand bezweiflen, der ihre Götterfabel nicht bloß antiquarisch betrachtet hat. Nur war bei den Römern der wilde Naturdienst durch eine strengere Sittlichkeit gezügelt; entweder weil sich mehr Einzelnes von dem ursprünglichen Bessern erhalten hatte, oder durch vortrefliche Gesetzgeber der ältesten Zeiten. Bei den Griechen ward wegen ihrer Zerstreuung und Regsamkeit die Verfassung lose und frei, und der alte Aberglaube löste sich fast ganz in eine heitere Mythologie auf, in die aber auch einzelne Ideen aus einem noch andern und bessern System gekommen sein mögen, von denen wir gleich reden werden.

Die unendliche Fülle der Fantasie hat dieser orientalische Materialismus mit dem System der Emanation gemein; ja die wilde Begeistrung, welche nun an die Stelle der alten Betrübniß trat, ist die eigentliche Quelle aller Riesengeburten der Dichtung und Fabel. Auch in dieser Ansicht war die Vergötterung ausserordentlicher Menschen begründet, da die bildende oder zerstörende Naturkraft in den Heroen so vorzüglich sichtbar ward, und gleichsam persönlich erschien.

Der sechsarmige Kriegsgott Karttikeyo oder Skondoh, ist in der indischen Fabel der Sohn und stete Begleiter des Sivo. Vielleicht wurden aber nicht bloß Helden, sondern auch große Erfinder vergöttert. Daß die ersten Schritte in der Entdeckung der Naturgeheimnisse und Wissenschaft, dem Stolze des menschlichen Geistes nicht wenig geschmeichelt haben, läßt sich leicht denken, da sie selbst für den Geschichtsforscher fast an das Wunderbare grenzen. Mit den Gestirnen und andern Naturwesen, die ihr Gegenstand waren, ward also leicht Verstand und Wissenschaft zugleich vergöttert; und hierauf könnte man die so weitverbreitete Idee des Hermes oder Thaut beziehen, vielleicht auch wohl den ältern indischen Buddha. Ein andrer auch erfinderischer Gott, Ganeschoh, ist unzertrennlicher Gefährte des Sivo. Zum Schluß bemerke ich noch, daß die Denkmale zu Illaure auf der Insel Elephante und andre, das hohe Alter auch dieses Theils der indischen Lehre und Sage unwidersprechlich darthun und bestätigen; so wie auch der ursprüngliche Sinn der bildenden Kunst der Indier, Aegypter, und selbst der Griechen

nur aus dieser Denkart verstanden werden kann. Auch in den Veda's werden Menschenopfer für die Göttin Kali angeordnet; aber hier wäre vielleicht nothwendig den Text selbst zu haben und eine reife, vielseitige kritische Bearbeitung, ob das Alter des Ganzen sich einigermaßen bestimmen, und was spätere Zusätze sein mögen, mit einiger Sicherheit unterscheiden lassen wird.

Viertes Kapitel.

Die Lehre von zwei Principien.

Wir nähern uns einer schönern Gestalt, der alten Religion des Lichts. Das System des Dualismus, die orientalische Lehre von zwei Principien und dem ewigen Kampf des Guten und des Bösen, nimmt grade diese Stelle ein, denn überall, wo wir ihre Spuren antreffen, erscheint sie im strengen Gegensatz und Widerspruch gegen die bisher geschilderten Denkarten, als Wiederherstellung des ursprünglichen erst später verlohren gegangenen Lichtes göttlicher Wahrheit. Der Geist dieses Systems ist durchaus idealistisch; zwar der Begriff der selbstthätigen Ichheit ist allen indischen Systemen gemein, wie die Ableitung aller materiellen Kräfte aus geistigen Wesen um so mehr Statt findet, je höher wir in der Geschichte orientalischer Denkart hinauf steigen, so

daß in diesem Sinne meist alle orientalische Philosophie idealistisch genannt werden könnte. Die eigentliche Uebereinstimmung aber mit dem, was in der europäischen Philosophie Idealismus genannt wird, liegt darin, daß in dieser Ansicht Thätigkeit, Leben und Freiheit allein als das wahrhaft wirkliche anerkannt, todte Ruhe aber und unbewegliche Beharrlichkeit als nichtig und leer verworfen wird. Zwar erheben sich auch gegen dieses System, als solches, sehr bedeutende philosophische Schwierigkeiten; wird nehmlich das böse Princip gesetzt als ein solches, das ewig von dem guten und göttlichen getrennt bliebe, so wird noch ausserhalb der Gottheit eine andre ihr wo nicht gleiche, doch nicht mit ihr übereinstimmende, von ihr unabhängige Kraft und Welt gesetzt, und so alle Einheit zerrissen; wird aber, wie meist geschieht, angenommen, daß in der letzten Entwicklung das böse Princip überwunden und verändert, Ahriman mit dem Ormuzd wieder vereint und versöhnt werde, so wird im Grunde der Zwiespalt aufgelöst; alles verschmilzt pantheistisch in Ein Wesen, und der ewige Unterschied des Guten und Bösen verschwindet. Ungeachtet

dieser Mängel wird man der intellectuellen Religion der Perser, nächst der christlichen Lehre, so wie diese im alten Testamente vorbereitet, im neuen ausgeführt und vollendet ist, leicht den Vorzug der Erhabenheit und relativen Wahrheit vor allen andern orientalischen Denkarten, wenigstens in moralischer Rücksicht, zuerkennen.

Der Pantheismus hebt den Unterschied des Guten und Bösen unvermeidlich auf, so sehr er sich auch in Worten dagegen sträuben mag; das System der Emanation erdrückt den freien Muth, durch das Gefühl unendlicher verborgner Schuld und den Glauben, daß alles böse und auf Ewigkeiten hin unseelig sey; die Lehre von den zwei Principien und dem Kampf des Guten und Bösen hält das Mittel zwischen diesen beiden Extremen, und ist selbst ein mächtiger Antrieb zu gleichem Kampf, eine unversiegliche Quelle sittlichen Lebens. Welches auch der verborgene Ursprung dieser Lehre und dieses Systems sein mag, das sich vielleicht an die älteste Wahrheit anschließt, denn Zerdusht war nur Wiederhersteller derselben, und auch als solcher wohl schwerlich der erste; verehrungs-

würdig und wohl göttlich dürfen wir diesen Ursprung nennen; denn es kann das freie Leben der reinen und sittlichen Kraft nur durch die That ergriffen werden. Bloß erdichtet oder vernünftelt ist diese Lehre nicht, und der Kampf des Guten und Bösen ist ein Wort ohne Sinn ausser für denjenigen, der mit allen Kräften seines Wesens selbst gekämpft hat gegen das Böse, aus reiner Begeisterung für das Gute; obwohl also System in Rücksicht des einfachen Gliederbaus, ist doch diese Lehre nothwendig und ursprünglich mehr als das, ist That und Leben. Wer aber erst des eignen freien Wirkens sich bewußt ward, mag dann durch jenes auch das Leben der Natur verstehen.

In der Natur verehrt diese Religion nicht das Wilde, Zerstörende, nicht Wollust und Tod, sondern das Reinste und Wohlthätigste, Feuer und Licht; überhaupt das freie Leben und den innern Geist. Die sieben Amshaspands oder Geister der Elemente und Grundkräfte, stehen als eben so viel Könige der Natur um den Thron des Herrschers, des Herrlichsten und Ersten unter ihnen. Den Himmel erfüllen die heiligen Feruers

oder die göttlichen Urbilder und Ideen aller geschaffnen Dinge. Das Gestirn des Tages, der Freund (Mithras) der Menschen, ist Mittler zwischen ihnen und der Gottheit; die blutigen Opfer verschwinden, und die Weihung und Genießung des reinen Hom und Miezd durch den Priester am Altare, bedeutet die innige Gemeinschaft mit Gott durch die edelste Frucht und Kraft der blühenden Gewächse.

Aber nicht bloß die Elemente sind ein wesentlicher Gegenstand der Verehrung in dieser Religion, sondern auch die Helden. Sie sind nicht mehr bloß Zerstörer und Ueberwinder, nicht bloß gewaltige, und als solche göttlich verehrte Naturkräfte; sondern himmlische Bezwinger der Riesen, der dunkeln Mächte und höllischen Geister. Der Kampf zwischen Iran und Turan ist auf Erden dasselbe wie das Ringen der guten und bösen Grundkraft im Himmel. Feridun und Rustan, die vielbesungnen Helden, fesseln die wilde Kraft des Zohak und Afrasiab; von allen aber strahlt Dschemschid, das Urbild vollkommner Könige aus dem Dunkel des Alterthums hervor. Ein vollkommen glückliches Reich, wo alles Licht

endlich in siegreicher Freude beseeligend herrscht, ist eine nothwendige Idee dieser Lehre, so wie die Idee von einem ursprünglich vollkommnen Zustande, wo Meshia und Meshianes im Garten der Unschuld wandelten; der Zustand, welchen die Religion des Zerdusht nur wiederherstellen wollte.

Ein großer und zwar der schönste und lieblichste Theil der indischen Mythologie gehört dieser Denkart an. So ist der erhaltende, wohlthätige, alles durchdringende Vishnu zu deuten, mit seiner ganzen Umgebung. Sein weibliches Ebenbild gleicht nicht mehr der wilden Gefährtin des Sivo, der furchtbaren Kali; es ist die Lilie des Himmels (Podma), die seelige und beseeligende Göttinn Lokshmi oder Sri, die schöne Tochter des milden Meergottes Voruno. Kamoh, der Gott der Liebe, findet sich meist in seiner Nähe und der Sonnengott Indroh, der Freund der Menschen, sammt allen seeligen und wohlthätigen Geistern, Feen und himmlischen Nymphen. Als König und als Weiser, als wunderthätiger Held erscheint Vishnu oftmals auf Erden, und durchdringt alle Welten, immer aber nur in der Absicht, das Laster zu bändigen, die Riesen und

feindlichen Mächte zu vertilgen, alle gute Menschen und Geister sammt ihrem Führer, dem gutgesinnten Indroh, zu beschützen.

So sehr die Idee auch durch willkührliche Dichtung und Mährchen entstellt ist, da der Gott wie ein andrer Proteus ausser den menschlichen Gestalten eines Weisen oder Helden, auch die einer Schildkröte, eines Ebers, eines Mannlöwen, eines Fisches annimmt, so bleibt doch immer die hohe Idee der Menschwerdung ein Beweis für den Tiefsinn der Indier, und für die Stufe ihrer Erkenntniß. Denn in allen Gestalten bleibt es doch immer die gleiche schöne Absicht, das Gutgesinnte hülfreich zu erretten, das Schädliche und Böse zu besiegen und vernichten. Zwar findet man auch wohl in andern Mythologien, wenn sie schon moralischer gebildet sind, Darstellungen von Helden, die sich dem Begriff göttlicher Tugend nähern; Helden, die einem hohen Gesetz und Beruf folgend nur gegen das Böse kämpfen, allem Guten aber befreundet sind. In keinem Helden oder Herkules der Dichtersagen aber wird man den Gedanken der Menschgewordnen Gottheit so ausdrücklich ausgesprochen

sehen, als in dem indischen Ramo; dem milden Sieger, dessen freiwillige Verbannung in die Einsamkeit und bald unglückliche bald glückliche Liebe zur Sita so dichterisch schön und rührend besungen wird.

Auf eine noch höhere Stufe tritt diese Ansicht, wenn wir die hohe Sittlichkeit in dem Leben und Lehren der indischen Einsiedler und Muni's betrachten, besonders wie sie in den Puranas dargestellt sind. Die Härte jener alten Büßer und Rishis, die durch selbstgewählte Qualen eine höhere Stufe der Seeligkeit und übernatürliche Kräfte erzwingen und ertrotzen wollten, tritt mehr in den Hintergrund zurück, und es zeigt sich hie und da die sanfteste Ergebung in Gott, eine Gesinnung voll Demuth und Milde, reine himmlische Liebe.

Wenn die Verehrung des Vishnu in den Veda's eine große Stelle einnimmt, so fragt sich's vor allen Dingen, ob der Begriff und die Ansicht desselben auch ganz dieselbe sei wie in den Puranas. In dem Gesetzbuch des Monu ist dies wenigstens durchaus nicht der Fall. Doch davon genug; denn was wir bis jetzt

haben, ist wohl hinreichend die verschiedenen Theile des indischen Systems, die verschiedenen Entwicklungsstufen und Schichten der indischen Mythologie im Allgemeinen zu unterscheiden und nach dem Gange des Ganzen zu ordnen, aber nicht um die Zeit für jedes genau zu bestimmen, und eine vollständige Geschichte zu entwerfen.

Obwohl aus der Lehre von den zwei Principien und der damit verbundenen Verehrung des reinen Naturgeistes, vieles und zwar grade das schönste, nicht nur in der persischen und indischen Fabel hervorgegangen ist, sondern auch sogar manches in der römischen, griechischen, und nordischen erst in dem Kreis und Zusammenhang dieser Begriffe seine wahre und volle Bedeutung erhält, so ist doch dieselbe Denkart nicht bloß poetisch, sondern auch ursprünglich einer philosophischen Ansicht und Darstellung empfänglich. Selbst in den Sinnbildern der Perser nehmen wir ein bestimmtes Zahlenverhältniß der sinnbildlichen Figuren wahr, einen construirenden Gliederbau, wovon der Keim schon in der ersten Dualität der ringenden oder wechselwirkenden Grundkräfte lag. Daß ein philosophisches Sy-

stem des Inhalts und Geistes in Indien bekannt gewesen sei, hat die höchste Wahrscheinlichkeit. Ob die Nyayo *) Philosophie, nebst der Mimanso die älteste, solche Grundsätze des Dualismus enthalte; ob die beiden Systeme des Madhwo und Ramanujo, in welche die Anhänger des Vishnu sich theilen, und welche beide in den Vedantoschriften bestritten werden, dahin gehören, wird die Zukunft lehren, und auch die Frage entscheiden, ob Zerdusht indische Lehren und Vorstellungsarten benutzt hat, oder ob vielleicht der umgekehrte Fall Statt findet. Da so vieles von Indien ausgegangen ist, könnte nicht auch einiges wieder dahin zurückgeflossen sein? Wenigstens muß man sich solche Mög-

*) Nyayo wird in den geschriebenen Exemplaren des Amaracosha durch certamen, Kampf, erklärt; wenn der Nahme jener Philosophie nicht anders von niyote, er ordnet, constituit, abgeleitet ist, wovon Niti die Sittenlehre. Auch könnte Nyayo nach der ersten Bedeutung ebenfalls auf Dialektik gedeutet werden, da unsre Nachrichten von der indischen Philosophie noch so unbestimmt sind, daß einige die Nyayo für einen Theil der Philosophie, die Logik, erklären, andre sie als ein bestimmtes System und besondre Secte schildern.

lichkeiten immer gegenwärtig erhalten, um nicht das, was am häufigsten geschah, für ein durchaus allgemeines Gesetz zu halten, und so einzelne Besonderheiten zu verkennen.

Ist aber in irgend einer Gattung Indischer Schriften etwas Fremdes eingeflossen, so sind es wohl am ersten die Puranas, in denen die Religion und Fabel des Vischnu die herrschenden sind; freilich zum Theil schon nach der philosophischen Umdeutung eines spätern Systems. Wenn man in den Puranas aber nicht bloß solche Umstände und Personen der heiligen Schrift antrifft, die sich unter mehren Völkern verbreitet haben, wie die Geschichte des Noah, sondern auch solche, die ihr ganz eigenthümlich und speciell scheinen, wie die vom Hiob, so darf man daraus nicht gleich den Schluß machen, daß die indischen Weisen und Dichter dieses unmittelbar aus den Urkunden des alten Testaments geschöpft haben; denn es dürfte den Hebräern und den Persern, und wiederum den Persern und Indiern mehres gemeinschaftlich sein, als man gewöhnlich voraussetzt.

So günstig nun auch diese Denkart im Vergleich mit den andern erscheint, so hat sich doch auch hier, wie überall, wo nicht eine höhere Fügung das Licht des Geistes in seiner Reinheit erhält, unstreitig Irrthum und Aberglauben schon frühzeitig an der Wahrheit angeschlossen, und ein falscher Schritt war in jenen alten Zeiten, die alles mit solcher Kraft und Einseitigkeit durchführten, oft genug, um von der schönsten Idee zu Einrichtungen und Gebräuchen zu kommen, die wir kaum ohne Abscheu betrachten mögen. Aus dem nicht nur dichterisch schönen, sondern viel tiefsinnige Wahrheit enthaltenden Gedanken von der Schönheit, Reinheit und Heiligkeit der obersten Grundwesen oder Elemente, entstand eine ängstlich furchtsame Besorgniß, diese heiligen Lebensquellen und Naturgeister ja nicht durch Berührung mit dem Todten und Leichenhaften zu beflecken und zu vergiften. Daher ist es in der persischen Religion fast das größte aller Verbrechen einen Leichnam in die Erde zu versenken, oder gar durch die noch heiligere Flamme verzehren zu lassen; und so entstand der schreckliche Gebrauch der alten Magier, die

Leichen durch wilde Thiere zerreissen zu lassen, der sich in Thibet, obwohl die Religion dort seitdem änderte, erhalten, ja bis in den nordischen Winkel Kamtschatka's verbreitet hat; wie Gebräuche oft noch lange bestehen, nachdem die Verfassung oder das System, aus denen sie zuerst hervorgingen, nicht mehr vorhanden sind. Ueberhaupt ist diese Denkart nicht überall als Philosophie, am wenigsten als streng abgeschlossenes System aufgetreten, und so konnte von mehr als einer Seite vieles aus dem alten astrologischen Aberglauben in diesen reinern Naturdienst der Elemente einfließen, oder bald der Rückweg dahin gefunden werden.

Das göttliche Licht, dessen sich immer mehr verbreitenden Sieg diese Lehre vor allen feiert, ward eben dadurch als ein allmählig erst neuer entstandnes Wesen dargestellt, die Morgenröthe einer neuern bessern Zeit, der ein ganz andrer Zustand alter Finsterniß vorangieng, und so kam man wieder auf den materiellen Begriff eines ursprünglichen Dunkels und Chaos, der Nacht als einer Mutter der Dinge.

Ich erinnere dieß nur darum, damit man nicht glaube, daß eine Mythologie, die wie die griechische vom Chaos ausgeht, oder von der Nacht als Mutter der Dinge, darum rein materialistisch sein müsse, und gar keinen Theil an der hellern und heitern Ansicht dieser Denkart gehabt habe, deren Einfluß auch im Gebiet der Fantasie so weit verbreitet ist.

Noch auf eine andre Art ist die ursprünglich so schöne Religion des Lichts sehr gemisbraucht worden. Nebst dem astrologischen Aberglauben hat im Alterthum nichts so viel Einfluß auf Entstehung und Ausbildung der geheimen Gesellschaften und Mysterien gehabt, als grade diese Lehre. Die höhere Erleuchtung sollte zwar Demuth und Liebe von selbst mit sich führen; wir sehen aber, daß sie oft auch dann, wenn sie wenigstens aus der wahren Quelle abgeleitet ist, dennoch mehr den Stolz der Erleuchteten als jene Gesinnungen in Bewegung setzt, und daß die, welche im Besitz höherer Einsicht und geheimer Weisheit zu sein glauben, mit verschmähender Absonderung und geheimnißvollem Eigennutz, gern im Verborgenen, sich selbst an die Stelle der Vorsehung setzend,

alles lenken, und in Allem ihre Hand haben möchten, jeden Nicht-Erleuchteten aber nur als Stoff und blindes Werkzeug ihrer Absichten zu betrachten und zu behandeln sich berechtigt halten.

Dieß mag im frühen Alterthum so gut geschehen sein wie in neuern Zeiten, öfter und mehr als man gewöhnlich voraussetzt.

~~~~~~~~~~
~~~~~~~~~~

Fünftes Kapitel.

Vom Pantheismus.

Von den orientalischen Denkarten und Systemen, welche wegen ihres weitverbreiteten Einflusses die meiste historische Wichtigkeit haben, ist nur noch eines zurück: der Pantheismus. In der Lehre der Buddhisten, welche etwa tausend Jahr nach ihrem Ursprung, um die Zeit Christi, in Thibet und China eingeführt ward, in Siam und der ganzen östlichen Halbinsel wie auf Ceylan herrscht, und sich auch unter den tatarischen Völkern weit verbreitet hat, ist der Geist desselben sichtbar. Wenigstens dem Fo der Chinesen wird als seine eigentliche, wesentlichste und esoterische Lehre, das deutlichste und entschiedenste Bekenntniß zugeschrieben, daß Alles Nichts sey,

wohin die Lehre, daß Alles Eins sey, so natürlich führt; denn, wenn vor dem bloß abstracten und negativen Begriff des Unendlichen alles andre erst vernichtet und verschwunden ist, so entflieht er zuletzt selbst, und löst sich in Nichts auf, weil er ursprünglich leer und ohne Inhalt war.

Es darf auch nicht befremden, daß wir diese Philosophie unter allen orientalischen als die jüngste betrachten. Die historischen Beweise dafür werden unten angeführt werden; hier bemerken wir nur, daß das lebendige tiefe Gefühl des Unendlichen und seiner Fülle der Allmacht, schon sehr geschwächt und verdunstet sein muß, ehe es sich in diesen vom Nichts schwer zu unterscheidenden Schatten und Scheinbegriff des Einen und Allen auflösen kann. Alle andre orientalische Lehrbegriffe gründen und berufen sich noch auf göttliche Wunder und Offenbarung, so entstellt auch alles durch Fabel und Irrthum sein mag. Der Pantheismus ist das System der reinen Vernunft, und insofern macht er schon den Uebergang von der orientalischen Philosophie zur europäischen. Er schmeichelt dem Eigendünkel des

Menschen eben so sehr als seiner Trägheit. Ist einmal diese große Entdeckung gemacht, diese alles umfassende, alles vernichtende, und doch so leichte Wissenschaft und Vernunft-Weisheit, daß Alles Eins sei, gefunden, so bedarf es weiter keines Suchens und Forschens; alles was andre auf andren Wegen wissen oder glauben, ist nur Irrthum, Täuschung und Verstandesschwäche, so wie alle Veränderung und alles Leben ein leerer Schein.

Freilich wenn noch Kraft und Tiefe des Gefühls vorhanden ist, und die Lehre in vollem Ernst wirklich ausgeführt wird, so nimmt sie einen ganz andern furchtbaren Charakter an; es entstehen dann jene in Indien nicht seltene, den kältern Beobachtern so schwer zu begreifende freiwillige, den Geist zerstörende Martern der Yoghuis und Sonnyasis, welche die Selbstvernichtung als höchstes Gut sich zum Ziele sezzen. Bei kältern oder geschwächtern Naturen aber führt im Gegentheil die Ueberzeugung, daß alles Böse nur leere Täuschung, und alles weil es Eins, auch gleich vollkommen sei, einen fal-

schen Schein von Heiterkeit und innerer Zufriedenheit mit sich.

Vielleicht aber hat nur in China, wo der Pantheismus lange vor der Zeit erstanden war, da die Religion des Buddha eingeführt ward, diese einiges von demselben angenommen. In andern Ländern finden wir in dieser überhaupt sehr gemischten Lehre vieles besonders aus dem Dienst des Sivo; dahin deute man das oftmals noch gräßlicher verzerrte Bild der furchtbaren und zerstörenden Gottheit bei den buddhistischen Tataren. In Thibet fand Turner Feste der Kali, die Verehrung des Karttikeyo und des Ganesho; die ganze Umgebung des Sivo.

Ein älteres und ganz reines System des Pantheismus ist in der merkwürdigen Zahlenphilosophie der Chinesen enthalten, so wie dieselbe in dem alten Y—king, dem Buche von der Einheit, vorgetragen wird. Es ist dieses eine der merkwürdigsten Urkunden des orientalischen Alterthums. Wenn gleich als erster Erfinder der fabelhafte Fo—hi genannt wird, so spricht doch der Umstand, daß Kon—fu—tse (A. 550 vor Christus) der jüngste unter den classischen Erklärern

war, zu dessen Zeit man schon lang über den wahren Sinn des Buchs gestritten hatte, für ein verhältnißmäßig sehr hohes Alterthum. Verändert und verfälscht kann es um so weniger sein, da es nicht in den gewöhnlichen Charakteren, sondern in sehr einfachen Symbolen abgefaßt ist. Das große Eins, wovon dies hieroglyphische Buch handelt, wird auch Tao, Vernunft, genannt, welches Tao das Eins, wie dieses die Zwei, und diese die Drei erzeugte, durch das alle Dinge hervorgebracht sind; oder Tai—ki, der große Gipfel, dasjenige, von dem alles ausgeht, und wo alles Unterscheiden und Bestimmen aufhört. Dieses große Eins wird in zwei entgegengesetzte Grundwesen zertheilt, aus deren mannichfachen Verbindungen und Zusammensetzungen alles besteht, nach einem festen Mechanismus und blinder Nothwendigkeit, die jenem Tao beigelegt wird. Das Yang und Yn; das Vollkommne, Männliche, Thätige, und das Unvollkommne, Weibliche, Leidende, wird durch eine ganze, nicht gebrochne, und eine gebrochne Linie ausgedrückt; daraus entstehn zunächst vier andre Zusammensetzungen, Bilder, wie sie genannt werden; das

große und kleine Yang; das große und kleine Yn, je nachdem zwei gebrochne, oder zwei nicht gebrochne Linien über einander gesetzt werden, oder in den beiden andern Fällen die gebrochne Linie über oder unter der nicht gebrochnen steht. Die acht Koua oder Symbole in der dreifachen Zusammensetzung des Yang und Yn bedeuten eben so viele Grundkräfte. In der sechsfachen Zusammensetzung aus Verdopplung jener dreifachen, können schon moralische Begriffe ausgedrückt werden. Es löst sich alles in ein Zahlenspiel auf, oder philosophisch ausgesprochen, ist alle scheinbare Individualität nur eine Verschiedenheit des Grades und der Zusammensetzung. Unter den Zahlen ist noch bei Kon — fu — tse nicht die Vier oder die Sechs, wie in andern Zahlenphilosophien, sondern die Fünf als vollkommne Mittelzahl die erste, und die fünf ungleichen der ersten Zahlen bis Zehn sind nach ihm die himmlischen, die gleichen dagegen die irdischen.

Wenn der Pantheismus nicht blos Denkart und Gesinnung ist, wie bei den indischen Yoghuis und Sonnyasis nach der Darstellung des Bhogvotgita, sondern mehr oder minder als wissen-

schaftliches System auftritt, so ist es nie etwas anders als ein solches nach einem bloßen Mechanismus der Vernunft fortschreitendes Combinationsspiel aus Einem Positiven und Negativen, welches eine solche Zahlensymbolik wie diese im Grunde besser darstellt, als Worte es können. Da dieß nun schon in dieser ältesten Form des Pantheismus Statt findet, so wird es sehr wahrscheinlich, daß derselbe aus dem Dualismus entstanden sei, durch spätere Umdeutung und Ausartung desselben. Sobald die Lehre von den zwei Principien nicht mehr Religion, sondern System war, konnte der Gedanke die beiden Grundkräfte in ein Höheres zu vereinigen und aufzulösen kaum ausbleiben.

Der ursprüngliche Sinn des Yang nach de Guignes ist Licht und Bewegung; des Yn Finsterniß und Ruhe. Sehr vieles in der chinesischen Lehre und Tradition vor Kon—fu—tse hat eine unverkennbare Uebereinstimmung mit den persischen Begriffen, wie man sie auch in einigem mit der mosaischen Urkunde bemerkt hat. Die Entfernung der Länder ist nicht so groß als es anfangs scheint; die alte Cultur China's hatte ihren Hauptsitz in der Nordwestlichen Provinz Shen—si und in

Bactrien herrschte die persische Lehre; der Philosoph Laokiun war weit gegen Westen gereist.

Hat es mit der indischen Sankhyo oder Zahlenphilosophie des Kopilo vielleicht die gleiche Bewandniß? Ist, so wie späterhin die Lehre des Fo aus Indien nach China kam, dasselbe auch schon früher mit andern Systemen geschehen? — In den Scholien zu Monu's Gesetzbuch werden Mohot und Ovyokto, das Mächtige, und der Unbestimmbare, Untheilbare oder Unbegreifliche als die beiden Principien der Philosophie des Kopilo angegeben. Vielleicht war aber diese scheinbare Dualität eben so gemeint wie im Y—king; daß der Geist der Sankhyolehren durchaus pantheistisch sei, läßt sich wenigstens nach dem Bhogvotgita nicht bezweifeln, man müßte denn annehmen, der Verfasser habe sie durchaus misverstanden, oder nach seiner eignen Denkart gewaltsam umgedeutet. Im Bhogotgita, wie vermuthlich in allen dem Vyaso zugeschriebenen Werken, herrscht die Vedanto-Lehre, deren Urheber er war; daher kennen wir diese unter allen indischen Philosophien am besten.

Daß sie nichts anders sei, als reiner vollkommner Pantheismus, kann sich jeder leicht selbst aus der Uebersetzung überzeugen; in der philosophischen Bestimmtheit der Urschrift sind viele Stellen noch stärker. Freilich aber war es, wie schon der Nahme Vedanto anzeigt, nur Umdeutung des alten durch die Veda's geheiligten indischen Systems.

Die alte Sage also wird wie die alte Verfassung durchaus stehen gelassen, nur aber der neue Sinn so viel als möglich eingeschoben, und alles auf jenes große Eins bezogen; — das Höchste, Brohmo, auch Ghuinyon, oder Objekt des Wissens, — das hier ausdrücklich als Indifferenz, zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Sot und Osot definirt wird: (Kap. 13.) doch fehlt es auch nicht an Stellen, die ziemlich deutlich gegen die Veda's selbst angehen. Aus dem ungemessenen Lobe, was der Verfasser überall der Sankhyo-Philosophie ertheilt, scheint doch eine wirkliche Uebereinstimmung der Denkart hervorzugehen.

Von einigen Schriftstellern wird indessen angegeben: Sankhyo sey die Physik, wie Mi-

manso die Moral, und Nyayo die Dialektik, da hingegen andre sie als eben so viele Philosophien und Systeme erwähnen; in welchem Falle die Nyayo als eine der ältesten, die nebst der Mimanso allein in Monu's Gesetzbuch erwähnt und mit ihr unter die Upanga's gerechnet wird, eine besondre Aufmerksamkeit verdienen würde. Der moralische Geist der Mimanso, und die spekulative Beschaffenheit der Sankhyo stimmen überein mit der Stelle, die wir ihnen in der Ordnung der Systeme angewiesen haben. Es wird darüber bald eine bestimmtere Entscheidung möglich sein, je mehr indische Urschriften wir kennen lernen. Für jetzt ist es schon viel, daß wir die älteste indische Ansicht, die der ganzen Verfassung zum Grunde liegt, aus Monu's Gesetzbuch ziemlich vollständig, und die Vedanto-Lehre, die als die jüngste das ganze System der indischen Literatur beschließt, aus dem Bhogvotgita für den wesentlichen Charakter hinreichend kennen.

Man kann sich überhaupt das Ganze der indischen Literatur zur leichtern Uebersicht vorläufig in vier Epochen eintheilen; die älteste Epoche umfaßt die Veda's und was sich zunächst

an diese anschließt, wie Monu's Gesetzbuch. Daß die Veda's, wenn gleich durch einzelne Zusätze verfälscht, doch nicht ganz neu umgeschmelzen sein können, wird nicht wenig dadurch bestätigt, daß schon vor so geraumer Zeit Wörterbücher zum Verständniß derselben nöthig waren. Den in Prosa abgefaßten Rig und Yojurved wird verschiedentlich ein kosmogonischer, magischer und liturgischer Inhalt zugeschrieben; der des Samoved in Versen ist moralisch, vermuthlich aber mit manchen mythischen und historischen Einmischungen, so wie in dem Manovondhormoshastron. —

Eine andre große Epoche bilden alle diejenigen Werke, welche dem Vyaso zugeschrieben werden; die achtzehn Puranas, der Mohabharot, und die Vedanto-Philosophie. Obgleich der Werke mehr sind, als von einem Menschen irgend möglicher Weise herrühren können, so wird doch wahrscheinlich in allen die gleiche Lehre und Ansicht angetroffen werden, und soll auch keine Verschiedenheit des Styls bemerklich sein, da doch die in Monu's Gesetzbuch schon so auffallend groß ist.

Wenn gleich die Veda's als das älteste, geheimnißvollste, begreiflicher Weise die Wißbegierde am meisten auf sich ziehen werden, so dürfte doch was zwischen diesen und den Puranas in der Mitte liegt, vielleicht nicht minder lehrreich und wichtig sein. Dahin gehören fast alle philosophischen Systeme, die älter sein müssen als die Vedanto, weil diese sich theils an sie anschließt, wie an die Sankhyo, theils aber sie bestreitet und widerlegt. Ferner der Ramayon, und vielleicht der ersten Entstehung nach noch manche andre in den Puranas verarbeitete Dichtung. Das hohe Alterthum des Mohabharot und Ramayon, wo nicht der jetzigen Gestalt, so doch dem Kern der Dichtung nach, wird durch die Denkmale zu Illoure und andre unwidersprechlich bewiesen.

Dieß würden wir die zweite Epoche nennen; die Puranas und alles andre von Vyaso machte die dritte; Kalidas und andre Dichter endlich, welche die alten Sagen, die bis dahin ein allzu ausschliessendes Eigenthum der Priester waren, in Schauspielen und andern poetischen Gestalten, auch allgemeiner für alle darstellen, die vierte

und jüngste Epoche der alten indischen Literatur. Die vorzüglichsten dieser Dichter blühten im Zeitalter des Vikromadityo, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiser Augustus.

Die wichtigsten Epochen aber der indischen und überhaupt der orientalischen Philosophie und Religion, sind folgende: erstens, das System der Emanation, das endlich in astrologischen Aberglauben und schwärmerischen Materialismus entartete; die Lehre von den zwei Principien, deren System des Dualismus, später zum Pantheismus umgewandelt ward.

Tiefer ist der menschliche Geist in der orientalischen Philosophie nicht herabgesunken, als bis zum Pantheismus, welcher der Moral eben so verderblich als der Materialismus, und zugleich auch für die Fantasie zerstörend ist. Zwar wird es besonders in Indien, wo unter einer anscheinenden Gleichförmigkeit eine sehr große Mannichfaltigkeit der Geistes-Entwicklung Statt gefunden hat, auch an einzelnen Beispielen der gemeinern skeptischen, oder selbst ganz empirischen Denkart vielleicht nicht gefehlt haben; ob dieselbe aber zu einem eigentlichen System in wissenschaftlicher

Form entwickelt ward, dafür ist noch keine Anzeige vorhanden.

Wir haben für jetzt die Aufmerksamkeit nur auf das Wichtigste lenken wollen, was Epoche macht, und den Gang des Ganzen vorzüglich erklärt; vieles, was das gegenseitige Verhältniß, den Zusammenhang der verschiedenen Systeme noch deutlicher hätte darstellen können, die allmäligen Uebergänge aus einer in das andre, oder die ganze Ausführung und Entwicklung jedes Einzelnen bis auf die Nebenbestimmungen, ist absichtlich weggelassen worden, um den Blick durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände nicht allzusehr zu zerstreuen.

Drittes Buch.

Historische Ideen.

Erstes Kapitel.

Vom Ursprunge der Poesie.

Die alten Sprachen, deren Stammbaum wir von der Wurzel bis zu den Hauptästen im ersten Buche zu verfolgen suchten, sind eine Urkunde der Menschengeschichte, lehrreicher und zuverlässiger, als alle Denkmale in Stein, deren halbverfallne Riesengröße die späte Nachwelt, zu Persepolis, Illoure, oder an dem aegyptischen Thebä mit Erstaunen betrachtet. Die Geschichte der Religion aber, der herrschenden Ideen, darf in der ältesten Zeit eben so wenig und noch weniger als in der neuen, von der Geschichte der Begebenheiten der Völker getrennt werden. Darum haben wir eine Darstellung der successiven Entwicklung des orientalischen Geistes nach den vier merkwürdigsten Systemen, oder vielmehr nach

den wichtigsten Epochen orientalischer Denkart im zweiten Buche vorangehen lassen; das gegenwärtige dritte und letzte aber bestimmen wir der Andeutung wenigstens einiger historischen Folgerungen und Betrachtungen, die sich am unmittelbarsten aus jenen beiden festen Grundlagen ergeben, worauf sich künftig endlich einmal ein dauerhafteres und vollständigeres Gebäude alter Geschichte wird aufführen lassen, als wir bisher hatten.

Statt uns in einzelnen Vergleichungen der verschiedenen Mythologien mit der indischen zu verlieren, suchten wir vielmehr einen allgemeinen Umriß der ältesten orientalischen Denkart nach den sichersten Urkunden zu entwerfen. Dieser Begriff des Ganzen kann allein das verworrene Dunkel erhellen, und dürfte, wenn man die Nachweisung der geschichtlichen Genealogie der Sprachen hinzunimmt, den Leitfaden geben, um aus dem alten Labyrinth den Rückweg an das Licht zu finden. Die unendliche Mannichfaltigkeit individueller Entwicklungen der Mythologie setzen wir auch hier bei Seite; aber so wenig die ganze Fülle der Fantasie sich auf Begriffe

zurückführen läßt, so wird man doch nicht läugnen können, daß es bei aller Verschiedenheit unter sehr entfernten Mythologien gewisse allgemeine Uebereinstimmungen gebe, und daß bei aller Willkühr spielender Dichtung, doch nicht alles bedeutungslos ist, vieles auf einen und denselben Sinn zurückweist; nicht blos auf die Weise, welche man gewöhnlich Allegorie nennt, sondern vorzüglich in dem Geist, in der vorherrschenden Denkart und Richtung des Gefühls. Von diesem Gemeinschaftlichen, von dieser allem Polytheismus zum Grunde liegenden Denkart, wird sich zum Theil schon jetzt der Ursprung erklären, und wenigstens die Stelle nachweisen lassen, wo Mythologie entstanden ist, und wie ihre weitere Entwicklung dem Gange des menschlichen Geistes überhaupt folgte.

Die Lehre von der Emanation, d. h. von der unendlichen fortgehenden Entwicklung und Entfaltung Gottes und der allgemeinen Beseelung, enthielt den ersten Keim des Polytheismus; in der materiellen Anbetung der Natur und dem astrologischen Aberglauben erzeugte sich die ganze Fülle der alten Fabel; gemildert, verschönert,

auch bereichert ward die Mythologie durch die Lehre von den zwei Principien, die Religion des Lichts, und der frommen Gottbegeisterten Helden; sobald aber, wo es auch sein mag, pantheistische Denkart herrschend ward, konnte die Mythologie nur noch als Allegorie, als esoterische Hülle oder Spiel der Dichtung stehen bleiben. So wie die griechische Mythologie der schönen Entwicklung nach vielleicht die reichste, so dürfte die indische dem innern Wesen nach die umfassendste sein, weil sie durch alle jene Denkarten vollständig durchgeführt ist. Kaum dürfte sich ein Begriff finden, der in einer der verschiedenen intellectuellen Religionen irgend wesentlich und dem indischen System unbekannt geblieben wäre, oder eine Fabel, die in einer der blos dichterischen Mythologien eine ausgezeichnete Stelle annähme, für die sich nicht in eben demselben etwas ganz entsprechendes, und merkwürdig ähnliches aufzeigen liesse.

Welche Stelle die aegyptische und syrische Mythologie in dem Cyklus des Ganzen einnehme, ist schon im vorigen Buch angedeutet; man betrachte nach derselben Ansicht auch die europäischen

Sagen und Dichtungen der celtischen, römischen, griechischen, germanischen und slavischen Mythologien, und wenn auch im Einzelnen viel Dunkelheit bleibt, wird doch der Geist und der Gang des Ganzen deutlicher werden. Wir haben die Ordnung der genannten Mythologien so gestellt, wie sie der Stufenfolge der verschiedenen Denkarten entsprechen mögen. In der celtischen werden noch die bestimmtesten Spuren des ältesten Systems der Seelenwandrung gefunden; es dürfte deren aber auch in der altrömischen Religion mehr gewesen sein als bei den Griechen; in der slavischen Mythologie ist die Lehre von den zwei Principien herrschend, und auch der deutschen war diese und die Verehrung der Elemente, so wie sie damit verbunden zu sein pflegt, wohl nicht unbekannt. Die griechische steht auch hier als die vollkommenste in der Mitte, und dürfte unter allen am wenigsten an einen bestimmten philosophischen Sinn gebunden, am meisten reine Dichtung sein.

Ueber die Entstehung und das eigentliche Wesen der Poesie verbreitet sich von hier aus ein unerwartetes Licht. Zwar es hat dieselbe

einen zwiefachen Ursprung; der eine ist durchaus natürlich, indem das Gefühl bei wilden, wie noch bei gebildeten Menschen, sich überall in Gesang aushaucht. Aber es giebt noch einen andern mythischen Bestandtheil der alten Poesie, der nicht so einfach zu erklären ist; hier kann man nicht sagen wie bei jener bloßen Naturpoesie des Gefühls: daß dieß eben so überall von selbst und immer wieder von neuem entstanden sei, und noch entstehe; es ist ein tiefer Zusammenhang in diesem alten Gewebe der Fantasie.

Aus dem immer noch durch den Gedanken des Unendlichen und Göttlichen befruchteten Naturdienst und Aberglauben, ging zuerst die Fülle der ursprünglich wilden und riesenhaften Dichtung hervor; als das schöne Licht einer sanftern und edlern Begeistrung hinzukam, ward die rauhe Fabel durch eben diese Milderung zur Poesie. Grade dies ist auch der Charakter der griechischen Dichter, nehmlich derjenigen, die es ganz sind, in denen die Fülle und Kraft der alten Fabel noch lebendig wirkt, und die Mythologie noch nicht zu einem bloßen Bilderspiel der Dichtersprache verdunstet ist.

Sehen wir nicht blos auf die Form wie die Buchstabengelehrten und gewöhnlichen Kunstkenner, sondern auf den Geist, auf das innere Leben; so sind es alle nur Dichter einer Art, mythische oder heroische Dichter; alle jene unwesentliche Verschiedenheiten der äussern Form verschwinden, und es ist im Homer wie im Aeschylos, im Pindar wie im Sophokles, immer nur jene Verbindung und Verschmelzung des ursprünglich Wilden und Riesenhaften mit dem Sanften, was den eigenthümlichen Reiz ihrer Darstellungen ausmacht; nur in verschiedenem Verhältniß, in verschiedenen Stufen Abweichungen, oder Eigenheiten der Härte und der Anmuth.

Dieß, und nur dieß allein ist eigentlich Poesie; und alles was in spätern Zeiten, wo die Kunst so manches an den ursprünglichen Kern angebildet hat, so genannt wird, ist es nur, weil es einen ähnlichen Geist athmet wie jene alte Heldenfabel, oder weil es sich noch auf sie bezieht; Anwendung, Entfaltung, oder Nachbildung derselben ist. Wäre es nicht zu kühn, nach so wenigen Bruchstücken schon eine Vermu-

thung zu wagen, so würde ich dafür halten, daß die indische Poesie diesem ihren eigentlichen Wesen nach, von der ältern griechischen so sehr verschieden nicht sei; nur daß sie dasselbe, wenn ich so sagen darf, nach einem noch größern Maaßstabe darbietet, indem theils die ursprünglich zum Grunde liegende Fabel ungeheurer und wilder, theils aber auch die spätere Milderung noch geistig sanfter und lieblicher, noch sinnlich und sittlich schöner ist als selbst in der Anmuth des Pindar und Sophokles.

Der Charakter und der Ursprung auch der bildenden Kunst bei den Indiern, Aegyptern und ältern Griechen ist im Ganzen völlig derselbe wie der der heroischen Poesie; und eben jene Verbindung des riesenhaft Kühnen und des Sanften, worin das Wesen der alten Poesie besteht, ist auch die eigentliche Bedeutung der plastischen Schönheit der Griechen, wenigstens so lange als noch Spuren vom großen Styl vorhanden, die alte Erinnerung noch nicht verloschen, und der Sinn der Kunst noch nicht verlohren war.

Zweites Kapitel.

Von den ältesten Wanderungen der Völker.

Poesie, die in jenem Alterthum mit Religion innig verbunden und fast eins mit ihr war; gewisse uns auf den ersten Anblick vielleicht ganz fremde und unerklärliche Ideen, die aber aus der innersten Tiefe der damaligen Denkart hervorgingen, haben unstreitig einen sehr bedeutenden Einfluß auf die ältesten Begebenheiten und Wanderungen der Völker gehabt, wenn gleich der Drang des Bedürfnisses, und die Lockung des äussern Vortheils neben jenen Ideen auch mit gewirkt haben, wie dieß selbst in spätern Zeiten mehr als einmal geschehen ist. Sind einmal Ackerbau und Städte, die ersten Künste des Kriegs und des Friedens vorhanden, so finden ungefähr eben die Verhältnisse des Anbaus

und Erwerbs, des Handels und der Eroberung auch im hohen Alterthum Statt, die in der neuern Geschichte so ausschliessend zu herrschen scheinen. Ehe wir aber den Einfluß der Religion auf die Stiftung der indischen Kolonien betrachten, müssen wir zuerst einige allgemeine Betrachtungen voran schicken, über die Art wie man die ältesten Wanderungen der Völker, überhaupt ihre Verschiedenheit und Entstehung, zu betrachten hat.

Will man die ganze Mannichfaltigkeit der so verschiedenen Völkerschaften zum Gegenstand der Untersuchung machen, so muß man vor's erste jede willkührliche Voraussetzung und Meinung über ihren gemeinschaftlichen Ursprung, und etwanige Ursache der Trennung bei Seite sezzen, und die Völkerschaften blos nach den Kennzeichen des höhern oder geringern Alters sondern, so wie der Naturforscher die Lagen der verschiedenen Erdarten in den Gebirgen und auf der Oberfläche des festen Landes, der Natur aufmerksam folgend ordnet. Das erste Kennzeichen ist auch hier die Sprache; mehr aber die innre Structur als der materielle Theil dersel-

ben, die Wurzeln, auf deren oft weitgesuchte Aehnlichkeit man gewöhnlich allein sieht. Das nächste an Wichtigkeit nach der Sprache ist der Gebrauch der Metalle, sowohl des Kupfers und Eisens zum Krieg und Ackerbau, als des Goldes und Silbers zum allgemein geltenden Zeichen des äussern Werths der Dinge; und die Zähmung derjenigen Thiere, die dem Menschen am nützlichsten, und zu jenen Künsten am unentbehrlichsten sind. Doch kann der Umstand, daß sich in Amerika, als es entdeckt ward, die in der alten Welt allgemein verbreiteten dienstbaren Thierarten nicht fanden, noch keinen vollständigen Beweis abgeben, daß die Amerikaner ein eigner von dem asiatischen verschiedener Menschenstamm seien, worauf so manche allen amerikanischen Sprachen gemeinschaftliche Seltsamkeit, so manche sehr auffallende und doch allen diesen Völkern gemeinsame Sitte, und die allgemeine Unbekanntschaft mit dem Gebrauch der Metalle, führen könnte; denn auf den ostindischen Inseln, wo doch Sprache und andre Anzeichen die asiatische Abstammung beweisen, fehlen jene Thierarten gleichfalls; und wenn die fremden asiatischen oder

europäischen Ankömmlinge, welche, wie es theils aus chinesischen Urkunden historisch gewiß, theils der Mexikaner glaubwürdigen Sage gemäß ist, die beiden Reiche von Peru und Mexiko stifteten, diese Thierarten nicht mitbrachten, oder die mitgebrachten nicht zu erhalten wußten, so konnte ja dieß auch bei den ersten Einwanderern eben so der Fall sein.

Ueberhaupt findet sich an den östlichsten Enden Asiens schon manches mit Amerika übereinstimmende. Eben so kann auch der im innern Afrika weiter verbreitete Gebrauch der Metalle und der dienstbaren Thierarten noch nicht hinreichen, die asiatische Abstammung der Negern zu beweisen, wofern sich nicht noch andre Gründe finden, um dieß wahrscheinlich zu machen, und was dieser Meinung entgegensteht zu entkräften.

Die physische Verschiedenheit der Menschenstämme ist, wenigstens so weit sie bis jetzt entwikkelt worden, von nicht so großer historischer Wichtigkeit. Der merkwürdigste und größte Unterschied ist wohl der, daß die Amerikaner weder im Süden so negerartig werden, noch im Norden die Weiße und übrigen Eigenschaften der Europäer und

Bewohner des westlichen Mittelasiens in dem Grade annehmen, als dieß beim asiatischen Stamm geschieht. Dieß würde also eine größere physische Biegsamkeit und Bildsamkeit zur Abartung vielleicht nicht minder als zur Veredlung bei dem asiatischen Menschenstamm voraussetzen, als bei jenem; da die asiatische Abstammung weißer Stämme in Europa und der schwarzen Bewohner des südlichsten Indiens, so wie der indischen Inseln, durch Sprache und alle mögliche andre Beweisgründe, historisch erwiesen ist.

In diesen Völkerschichten nun sehen wir, wie der Naturforscher im innern Bau der Gebirge, einen Theil der verlohrnen Urgeschichte gleichsam in einem Grundriß vor Augen, der uns hier und da mit der überraschendsten Klarheit anspricht, an andern Stellen aber unverständlich bleibt, weil wir wohl das Allgemeine und den Zusammenhang des Ganzen zu vermuthen und uns zu denken, aber nie die ganze Fülle alles Einzelnen zu errathen vermögen.

Ein andrer für die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers fast noch wichtigerer Gegenstand, ist die Mischung der Völker, die vorzüglich im

persischen Reich, längst dem Gihon und Euphrates am Kaukasus und in Kleinasien, überhaupt in dem mittlern westlichen Strich jenes alten Welttheiles Statt fand. Wenn es im Kreise dieser Untersuchung läge, diese Sache vollständig ins Licht zu setzen, so würden wir uns zu zeigen bemühen, wie durch Wanderung allein neue Völker entstehen können; wie nehmlich plötzliche Veränderung des Clima's und des ganzen äussern Lebens auch in Sprache und Sitten eine große Revolution hervorbringen müsse, und wenn einige Mischung mit Stämmen andern Geschlechts hinzukömmt, eine wirklich neue Nation daraus werde von ganz eigenthümlichem Charakter und individuellem Gepräge, das, wenn der Moment der Gährung und des Entstehens einmal vorüber ist, sich nun Jahrtausende fast unverändert erhalten kann. Es würde sich alsdenn bestimmen lassen, mit welchem Recht Mittelasien von den Geschichtforschern so oft als die Mutter und unversiegliche Quelle immer von dort auswandernder Völker betrachtet und geschildert worden, und in wiefern und in welchem Sinne dieß wirklich gegründet sei, da der zweifache Strom der Wanderung,

deren gewöhnlicher und gleichsam natürlicher Lauf fast immer nach Nordwesten gerichtet war, hier vom Osten und vom Süden her zusammentraf, hier also die Mischung am mannichfaltigsten und fruchtbarsten, und dieser Erdstrich wirklich die Stätte war, wo von Alters her Nationen entstanden und sich bildeten.

Man wird nie eine klare und verständliche Ansicht der ältesten Geschichte erhalten, so lange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stoßen, wie nach blos mechanischen Gesetzen betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rücksicht zu nehmen, wodurch ein großer Stamm sich in mehre kleine theilen, und immer individueller absondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Mischung aus mehren verschiedenen Völkern ein drittes ganz neues entstehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet ist. Nur durch eine solche genetische Ansicht kommt Licht in das Chaos von Thatsachen und Ueberlieferungen und wohl oder übel begründeten Meinungen, welches wir alte Geschichte nennen.

Auch darf man nicht alle Nationen, die wir jetzt in Asien kennen, bei den Alten wieder finden wollen, noch weniger alle diejenigen, deren sie erwähnen, in der heutigen Erdkunde aufsuchen; manche Nationen, die auf solche Weise entstanden, sind auf eben die Art auch wieder von andern verschlungen worden und gänzlich untergegangen, wie wir ja auch in der Sprache der Basken, so wie der Arnauten und Wallachen nur noch schwache Reste und bloße Anzeichen von ehedem vielleicht großen und weitverbreiteten Nationen übrig haben. Andre Nationen dürften jüngern Ursprungs und erst in noch ziemlich neuen Zeiten zu dem, was sie jetzt sind, zusammengewachsen sein.

Drittes Kapitel.

Von den indischen Kolonien und der indischen Verfassung.

Wir haben diese Fragen hier nur, so weit der Zusammenhang des Ganzen es forderte, im Vorbeigehen berühren wollen; denn zu unsrer gegenwärtigen Untersuchung gehört eigentlich nur der dritte Gegenstand, der das Nachdenken des Forschers in der ältesten Geschichte auf sich zieht; die Verwandtschaft nemlich der ältesten unter den gebildeten Völkern des Alterthums. Hindeutend auf diesen Zusammenhang sind Religion und Mythologie, erwiesen wird die Verwandtschaft durch die Sprache, und nächstdem bietet auch die Architectur, so wie wir sie an den alten ägyptischen, persischen und indischen Denkmalen bewun-

dern, noch einiges Gemeinsame hat, und ist eine Bestätigung mehr für die Einheit des Ursprungs aller asiatischen Bildung; und diese letzte ist doch der eigentliche Gegenstand und Zweck aller Geschichte. Von Amerika und von dem südlichen Afrika würde es gar keine Geschichte geben, wenn alles in demselben Zustande dürftiger Wildheit stets verharrt wäre, und wenn nicht auch diese Länder von Asien und Europa aus, manchen Zufluß und Samen höherer Geistesthätigkeit, Bildung und Bewegung erhalten hätten.

Wenn wir hingegen bei den asiatischen Völkern selbst im frühsten Alterthum etwas höheres als Wanderungen ohne einen andern Zweck, als den Drang des Bedürfnisses, wenn wir Einheit und Aehnlichkeit einer tief begründeten Verfassung und Denkart bei ihnen wahrnehmen, so müssen wir uns an die Riesengröße und Festigkeit der Bauart in ägyptischen und indischen Denkmälern, im Gegensatz der gebrechlichen Kleinheit moderner Gebäude, erinnern, um den Gedanken, daß die größten Reiche und vornehmsten Nationen von einem Stamme ausgegangen, daß sie Kolonien eines Volkes, wo nicht unmittelbar, doch

mittelbar indische Kolonien seien, nicht zu ungeheuer zu finden. Die Kolonien der Griechen und Römer erscheinen im Einzelnen nicht sehr bedeutend gegen jene alte Größe; und doch, welche wichtige Veränderungen und Wirkungen haben auch diese im Ganzen hervorgebracht! —

Freilich braucht die Verbindung nicht immer unmittelbar gewesen zu sein; durch wie viele jetzt verlohrne Zwischenglieder mag die Lehre von der Seelenwandrung gegangen sein, ehe sie von Indien aus bis zu den Druiden des alten Galliens gelangte? Wenn wir noch in Peru einen Königsstamm der Sonnenkinder, ein altes Reich auf die Verehrung des Sonnengottes gegründet, und so manche andre indische Spuren finden, so würden wir, wenn uns die chinesischen Geschichtsbücher nicht einigen Aufschluß darüber gäben, Vermuthungen auf Vermuthungen bauen, wie alles dieß sich so weit hieher verlieren konnte.

Die Stärke der Bevölkerung bei den abgestammten Nationen, besonders der germanischen und persischen, darf dabei am wenigsten Schwierigkeit machen. Wenn die Anzahl der sämtlichen Slaven, nach den Angaben der Geographen, die

freilich meistens andre Gesichtspunkte haben als die Stammverschiedenheit, mit Inbegriff aller in der Türkei und in Deutschland zerstreuten, eher über als unter funfzig Millionen sein dürfte, wenn auch die der Germanen nah an vierzig angeschlagen werden möchte, auch ohne noch die nicht celtisch redenden Bewohner Engellands und die Engelländer in Nordamerika hinzu zu rechnen, so ist keinesweges nothwendig anzunehmen, daß der ursprüngliche Stamm das gewöhnliche Maaß einer großen wandernden Horde überstiegen habe, wie wir deren mehre noch ziemlich historisch genau kennen; da ausser dem allmäligen Anwachs, der oft vielleicht durch die Verbreitung und Zerstreuung noch befördert ward, ganze kleinere Stämme und Völker beim ersten Entstehen von dem herrschenden verschlungen und ihm einverleibt wurden.

Bedenke man nur, wie sich die lateinische Sprache, anfangs nur dem mittlern Italien eigen, da im Norden Celten, im Süden Griechen wohnten, von diesem kleinen Fleck aus, fast über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Noch in ihren Töchtern, den romanischen Sprachen, herrscht sie fast in allen Welttheilen; das Italiänische ist die Handels-

sprache des Morgenlandes, wie das Portugiesische der afrikanischen und aller indischen Küsten; das Spanische ist die Sprache des größten Theils der neuen Welt geworden; des gesellschaftlichen Einflusses der französischen Sprache, des Gebrauchs der ausgestorbenen lateinischen zur Gelehrsamkeit und in mehren Ländern noch jezt zur Unterredung und zur Religion, (wie das Samskrit, oder wenigstens einzelne Formeln desselben in Siam und Thibet liturgisch gebraucht werden), der beträchtlichen römischen Einmischungen endlich in der englischen, deutschen und wallachischen Sprache gar nicht zu erwähnen. So weit hat ein anfangs wenig zahlreiches Volk noch nach zwei Jahrtausenden seinen Einfluß und seine Sprache verbreitet, dessen eigentliche Herrschaft doch, da sie am stärksten war, wohl nur selten die Bevölkerung des ganzen Indiens überstiegen hat. Denn das darf nicht übersehen werden, daß Indien eins der volkreichsten Länder immer gewesen und auch noch gegenwärtig nach so vielen zerstörenden Revolutionen der lezten Jahrhunderte, bei allgemeinem Verfall und hartem Druck es geblieben ist. Wie leicht mochte also in den Zeiten des alten

Wohlstandes der Ueberfluß selbst die Auswanderung zum Bedürfniß machen!

Fast noch weiter und ungleich schneller als die Römer haben die Araber durch Eroberungen, Handel und Kolonien ihren Einfluß und ihre Sprache über einen großen Theil von Asien, den ganzen Norden, die Küsten und bis tief in das Innre Afrikas, ja bis auf die entlegenen indischen Inseln verbreitet, wo unsre Geschichte oft nicht zureicht, zu erklären, wie das Arabische, was wir daselbst in Sprache und sonst unläugbar finden, in so ferne Gegenden gekommen sei. Kann etwas ähnliches nicht auch zu einer viel frühern Zeit in Rücksicht der Indier Statt gefunden haben, wenn gleich sie niemals eigentliche Eroberer waren? Wir haben Grund genug, es zu behaupten, und können wenigstens im Allgemeinen nachweisen, wie es möglich war.

Was die weite Entfernung der Römer und Griechen und noch mehr der germanischen Völkerschaften von dem Mutterlande betrifft, so sind schon im ersten Buche einige Sprachen und Völker, die mit jener Familie in einer geringeren aber doch noch in einiger Verwandtschaft stehen,

als Mittelglieder angeführt worden; dazu kommt, daß der Norden der westlichen Halbinsel Indiens, bis an die Grenzen von Persien und Turkhind, von den ältesten Zeiten an der Sitz der indischen Bildung nicht nur, sondern auch der mächtigsten Reiche und Dynastien war.

Auch waren die Kolonien nicht immer zugleich Auswanderungen; eine geringe Anzahl konnte oft hinreichend sein, eine solche Kolonie zu stiften, wenn es nicht blos Eroberer und Krieger, sondern die Einsichtsvollsten jener Zeit, wenn es Priester waren, die irgend eine Ursache hatten, ihr Vaterland zu verlassen, und unter wilde Völker zu gehen, um sie zu bilden und zu beherrschen. Der Irrthum führt oft einen eben so starken Bekehrungseifer mit sich als die Wahrheit, wo sich die Absichten eigennütziger Herrschsucht um so besser anschliessen können. So wie an der persischen Auswanderung der Kriegerstand und Adel wohl den größten Antheil genommen haben mag, so trägt dagegen Aegypten ganz das Ansehn einer solchen Priesterkolonie. Daß es nur das und nicht zugleich Auswanderung war, beweist der so gar nicht indische Charakter der koptischen

Sprache; sei es nun, daß diese Priester aus dem Mutterlande selbst unmittelbar dahin gekommen, was nicht undenkbar ist, oder daß südlich von Aegypten ein älteres gebildetes Aethiopien gewesen sei, und die ägyptische Bildung erst von daher abgeleitet worden.

Daß noch ganz andre Ursachen und Bewegungsgründe zur Auswanderung mitgewirkt haben möchten, als der bloße Andrang einer überströmenden Bevölkerung, ist schon früher angedeutet worden. Wir wollen nur eines erwähnen. Welche unübersehliche und ungeheure Veränderung und Zerstörung mußte nicht das erste Verbrechen, Mord und Krieg, der erste bestimmte Abfall von Gott, in dem Bewußtsein des Menschen hervorbringen? Angst und wüste Begierde war die gewisse Folge; und was zuvor ein stilles Sinnen, ein ruhiges Denken und unmittelbares Schauen gewesen war, ward nun wilde Einbildung, Schrecknis und Lüge. Was mußte nicht alles vorgehen, ehe das gottbefreundete Wesen sich entschliessen mochte, am Leichnam ermordeter Thiere eine greuelvolle Nahrung zu suchen? Der Abscheu der Brahminen vor thierischer Nahrung hat ein so altes

Gepräge, daß er wohl als ein übrig gebliebenes Erbtheil des frühesten Zustandes angesehen werden könnte. Hat nicht dieselbe innre Furcht, die den Gefallnen antrieb, in den Eingeweiden des Opferthiers nach dunkeln Anzeichen bevorstehenden Unheils angstvoll zu forschen, und aus dem Innern der Erde die Metalle hervorzureissen, in denen er, noch nah an der Zeit, da man das Wesen der Naturdinge unmittelbar in Gott erblickte und begriff, bald die irdischen Gestirne und Lenker seines künftigen Geschicks, die Mittel friedlicher Nahrung, aber auch die Werkzeuge neuer Verbrechen und Kriege erkannte; hat nicht eben diese Unruhe den fliehenden, gleich dem ersten mit Blut gezeichneten Mörder, noch weiter verfolgt und bis an die äussersten Enden der Erde umher getrieben? — Doch wir wollen uns hier nicht auf solche Thatsachen gründen, für die es wohl eine andre aber keine eigentlich historische Gewißheit geben kann, weil sie älter sind als alle Geschichte, die erst dann entstehen konnte, nachdem jene erschreckte Einbildungskraft, wovon wir in den ältesten Denkmalen des menschlichen

Geistes noch so viele Spuren finden, bis zur Erinnrung gemildert und beruhigt war.

Ein Denkmal für die früheste Geschichte Indiens haben wir, was zuverlässiger und älter ist als alle, die in Worten abgefaßt und durch Schrift erhalten sind; dieses ist die indische Verfassung selbst. Konnte eine für die niedern Stände so harte Verfassung wohl anders als durch Gewalt und eine Zeit des Kampfs eingeführt werden, dessen Schwankungen und Gährungen zahlreiche Stämme zur Auswanderung zwingen und bewegen konnten und mußten? Durch die Mischung solcher aus dem Mutterlande fliehenden Stämme mit wilden Völkerschaften liesse sich die entferntere Annäherung und Verwandtschaft der slavischen an die Familie der edlen Sprachen erklären. Doch brauchten es nicht bloß unterdrückte zu sein, die da flohen; andre konnten bloß, weil sie das Verderben und die Zerrüttung, die der Einführung einer solchen Verfassung nothwendig vorhergegangen sein müssen, verabscheuten und rein geblieben waren, gleichfalls fliehen, um sich in weiter Ferne noch

unbefleckte Wohnsitze zu suchen und dort der alten Frömmigkeit getreu zu leben.

Aber nicht bloß die erste Einführung der indischen Verfassung mußte Zeiten der Unruhe und Gährung mit sich führen; auch in ihr selbst lagen Keime genug zum Zwiespalt und zum innern Krieg. Zwar seit Alexander bietet uns die indische Geschichte fast nichts dar, als eine Reihe von Unterjochungen durch ausländische Sieger und eine Reihe innrer Revolutionen, die aber mehr ein bloßer Wechsel der Herrscher und der Dynastien waren, als eine wesentliche Veränderung der Verfassung selbst herbeiführten. Die einzigen Buddhisten machen eine Ausnahme, die wohl nicht so der Lehre als der Verfassung wegen, weil sie die Eintheilung der Stände antasteten und den erblichen Unterschied derselben aufheben wollten, verfolgt und vertrieben wurden; doch ward die Verbreitung ihrer Lehre in die nah gelegnen großen Länder nicht durch eine förmliche Auswanderung, sondern mehr nur durch einzelne Missionen bewirkt. In früheren Zeiten aber, ehe die Verfassung so fest und zu einer andern Natur geworden war, mußte es noch

größere Unruhen und Veränderungen geben. Auch, nachdem die unbezwingliche Uebermacht des erblichen Priesterstandes einmal entschieden war, blieb dem Kriegerstande desto freierer Spielraum zu einzelnen Fehden unter sich, die der Verfassung ja doch keinen wesentlichen Eintrag thun konnten. Und wovon handelt eine der ältesten indischen Dichtersagen im Mohabharot anders als von dem großen Bürgerkriege zweier verwandten uralten göttlichen Königs- und Heldenstämme? Ehe sich aber die Kshetrya's, die ursprünglich derselben Abkunft waren, von den erblichen Priestern absonderten, und das Verhältniß der beiden Stände ganz so bestimmt ward, wie es nachher blieb, mußte mancher harte Kampf und manche Erschütterung vorangehn. Nicht umsonst wird vom Pocosramo gerühmt, daß er die bösen Könige vertilgt, den verwilderten Adel bestraft und seine Macht beschränkt habe.

In den Stammverzeichnissen der Indier wird nicht selten von einem oder dem andern Geschlecht bemerkt, daß sie ausgeartet und Barbaren — Mlecchа's — geworden, d. h. zu an-

dern für wild gehaltnen Völkern ausgewandert und übergetreten seien. Monu's Gesetzbuch (X, 43—45.) nennt uns eine ganze Reihe solcher verwilderter und barbarisch gewordner Kshetryastämme, unter denen wir die Nahmen mehrer großen und berühmten Nationen wieder finden; die Sakas, die Chinas und die Pahlavas; dieses sind wohl die alten Pehlvans oder Meder, von deren Sprache das Pehlvi ein obgleich entstelltes Ueberbleibsel sein mag; zu welchem Volksstamme dem Nahmen nach auch die Paphlagoner gerechnet werden könnten. Ferner die Yavaner; wenn diese, wie behaup- wird *), in den Puranas mehr als eine dem sinnlichen Naturdienst ergebne Secte geschildert werden, die auch der Religion wegen Kriege geführt haben, so streitet dieß doch damit, daß sie hier unter den übrigen verwilderten Kshetryas aufgeführt werden, eigentlich nicht, da beides mit einander bestehen kann.

*) Nach Stellen bei Wilford, der in eignen Vermuthungen oft sehr gewagt, wo er aber bloß citirt und übersetzt, bei seiner Kenntniß der Sprache zuverlässig ist.

Wir müßten freilich erst mehr Urkunden haben, um zu prüfen was in den indischen Büchern von Religionskriegen aus uralten Zeiten vorkömmt. An sich aber ist nicht unwahrscheinlich, daß schon sehr frühe, was später bei Gelegenheit der Buddhisten, geschehen sein mag, da die Neuerung zu sehr auch die alte Verfassung berührte, als daß sie ohne Krieg hätte vorübergehen können. Stoff genug zu Unruhen und Zwiespalt enthielt die große Verschiedenheit der Secten und Denkarten, die in Indien ehedem geherrscht haben, von denen allen das heutige System, welches sie nur in eine erträgliche Vereinigung zu bringen suchte, noch Spuren enthält. Der gegenseitige Religionshaß der Perser und Aegypter könnte allein hinreichen, um die gewöhnliche Meinung, daß der Polytheismus der alten Welt durchaus tolerant sei, zu widerlegen. Wenn die Geringschätzung der Anhänger einer intellektuellen Religion, wie die persische war, gegen den polytheistischen Aberglauben oft in gewaltsame Bekehrungssucht übergeht, wie beim Kambyses, so erzeugt der mythische Volksglaube gegen die, welche sich absondern und höher er-

leuchtet dünken, oft einen Haß voll Erbittrung, wie bei den syrischen Griechen gegen die Juden. In Indien waren beide streitende Elemente, deren Kampf von jeher so viele große Religionskriege bis auf die neuesten Zeiten hervorgebracht hat, schon vor Alters beisammen; aber gewiß nicht immer so friedlich als jetzt, da alles lange geschwächt und das ganz unverträgliche so oft schon ausgestoßen worden ist, oder sich selbst freiwillig abgesondert hat.

Wenn es gegründet ist, daß unter den Yavanern der indischen Bücher mehre westlich gewanderte, dem sinnlichen Naturdienst ergebne, Völker zu verstehen sind, so müssen wir vielleicht längst dem Euphrat und Tigris herauf durch Phönicien und Klein-Asien den Weg suchen, auf welchem altasiatische Stämme, und mit ihnen indische Sprache und Vorstellungen sich bis nach Griechenland und das mittlere und untere Italien verbreitet haben. Gesetzt auch, was noch gar nicht erwiesen ist, daß Babylon und das umher liegende Hauptland in den ältesten Zeiten schon von einem syrisch redenden Volke bewohnt ward; so war doch gewiß so frühe als hier ein

großes Reich war, dieses eben wie auch später aus sehr verschiednen Völkern zusammengesetzt. Phrygien, ein von Babylon abhängiger Lehnstaat, giebt schon ein Mittelglied mehr, da wohl kein Geschichtskundiger mit den Alten, die sich so gern zu Autochthonen machten, die zahlreichen Hellenen in Klein-Asien erst aus Europa wird ableiten wollen. Zwar sind in spätern Zeiten unstreitig viele dieses Weges wieder nach Asien gekommen, wie vielleicht bei jeder großen Wandrung einzelne Helden und Kriegsheere oder auch friedliche Anpflanzer denselben bekannten Weg, den sie gekommen waren, auch wieder zurückwanderten. Denn die großen Wanderungen geschahen fast immer allmälig, fast immer blieb noch Verkehr und gegenseitige Kundschaft zwischen denen in der Ferne und den Zurückgebliebenen, bis die weite Entlegenheit und noch mehr die Länge der Zeit die allmälig Entfremdeten für immer so ganz trennte, daß oft beide Theile bei einem spätern Wiederbegegnen über die unläugbaren Beweise einer gemeinsamen Abkunft gleich sehr erstaunten.

Wie manches Königs- und Heldengeschlecht in Hellas und Italien ward nicht aus Klein-Asien hergeleitet! Babylon, oder wie man sonst das große alte Reich am Euphrates und Tigris nennen will, das noch vor den Persern seine Herrschaft bis tief in Klein-Asien hinein erstreckte, war, was es seiner ganzen Lage nach sein mußte, eine Seemacht *); und auch die Hellenen waren schon in den ältesten Zeiten ein seefahrendes Volk. Daß die italischen Völkerschaften des mittleren Landes, die mit den Lateinern von gleicher Abkunft waren, zur See gekommen seien, beweißt die ganze Lage der verschiedenartigen Völkerschaften in Italien, denn wenn sie zu Lande etwa über die carnischen Alpen durch Venetien ihren Weg genommen hätten, so müßten bei einer solchen Einwanderung mehr Spuren dieses Weges im nördlichen Theile Italiens übrig geblieben sein.

---

*) Was über die Wasserbaukunst der Babylonier und andres dahin gehörige bei den Alten vorkommt, findet sich zusammengestellt in Heerens Ideen über den Handel der alten Welt u. s. w.

Von der indischen Verfassung finden sich bei den ältesten Römern vielleicht bei genauer Ansicht noch mehr Ueberbleibsel als man beim ersten Blick denken sollte. Die Patricier, die ausschliessend das Recht der Augurien hatten, waren wohl ursprünglich nichts anders als der erbliche Priesterstand; und nur dadurch, daß dieser auch den Krieg übte und die Rechte des Kriegesstandes mit an sich riß, ward der eigentliche Adel (die equites) zurückgedrängt, bis die Alleinherrschaft dieses übermächtigen kriegrischen Priesteradels den Widerstand des Volks aufreizte und jener Kampf begann, der uns noch jetzt in den alten Geschichten so lebhaft anzieht.

Wenn die Griechen Alexanders eigentliche Republiken bei den Indiern zu finden glaubten, so dürfen wir dieses doch wohl schwerlich nach der Weise der hellenischen, phönicischen oder italischen Freistaaten verstehen. Die Griechen hatten keinen Begriff von einer ständischen Verfassung, wie es die indische von Alters her war; noch von einem auf unverletzlich heilige ständische Rechte gegründeten, gesetzlichen und freien Königthum; sie werden also nach ihrer Weise

für isolirte Freistaaten gehalten haben, was nur dem größern Ganzen einverleibte selbstständige Glieder desselben waren. Nur das eine ist in der Verwirrung der ältesten indischen Geschichte klar, daß es schon damals große Monarchien in Indien gab, obgleich ständische, durch die erblichen Rechte der Priester und des Adels vielfach beschränkte. Auch bei den von Indien abstammenden Nationen und Kolonien dürfte die republikanische Verfassung erst später entstanden, die monarchische in den ältesten Zeiten die herrschende gewesen sein, besonders wo der Kriegs- und Adelstand den größten Antheil an der Bildung des Ganzen hatte, wie in Persien. Merkwürdig bleibt es immer, daß die geschichtlichen Urkunden des westlichen Asiens, wie die Dichtersagen des an Asien gränzenden südöstlichen Europas, beide mit Erzählungen von einer uralten Königs-Burg, einem herrlichen Reiche beginnen, dessen durch Ueppigkeit und Uebermuth erfolgte Zerstörung, zur Zerstreuung der Stämme und Völker, zu vielen Abentheuern und auch zur Stiftung mancher kleinern und neuern Staaten Gelegenheit gegeben habe. Hat die Sage vom

trojanischen Kriege einen historischen Sinn, wie ihr altes Gepräge vermuthen läßt, so sind wir berechtigt, sie aus der hellenischen Beschränktheit heraus zu rücken, und an die größere asiatische Ueberlieferung anzuknüpfen. Daß Namen von Orten, Bergen oder Städten, die in der Sage eine große Stelle einnehmen, im Verlauf der Zeiten mit dem Fortrücken der Sage und des Volkes selbst, oft noch weiter, immer näher und mehr westlich gerückt worden sein, ist zu bekannt als daß es der Beispiele bedürfte.

Es darf wohl kaum erinnert werden, daß alle diese Bemerkungen nichts weiter sollen, als nur ungefähr die Aussicht eröffnen, wie fruchtbar das indische Studium auch an historischen Folgerungen sein dürfte. Manches Einzelne in der ältesten Völkergeschichte Asiens wird sich erst ganz fest entscheiden, ein vollständiges Bild des Ganzen erst dann entwerfen lassen, wenn noch mehre Hülfsmittel gegeben sind; besonders eine kritische Bearbeitung der eigenthümlichen indischen Erdkunde aus den Quellen, die vielleicht auch noch in anderer Rücksicht sehr lehrreich sein würde, und eine vollständige Uebersetzung des

Skondopurano, der für Geschichte unter allen Puranas am meisten enthalten soll. Indessen läßt sich doch schon aus dem wenigen, was wir bis jetzt haben, vieles erklären und aufhellen, und oft grade was das schwerste und befremdendste scheint. So kann z. B. wohl nichts so viel Zweifel erregen, als wie eine Völkerschaft aus dem fruchtbarsten und gesegnetsten Erdstriche Asiens bis in den äussersten skandinavischen Norden hinauf habe wandern mögen; denn sie immer wieder durch andre Horden hinauf drängen zu lassen, dürfte besonders bei einem so zahlreichen Stamm, wie der der germanischen Völker war, eine Erklärung sein, wobei der Geschichtskundige sich wohl schwerlich befriedigen möchte. In der indischen Mythologie findet sich etwas, was diese Richtung nach Norden vollkommen erklären kann; es ist die Sage von dem wunderbaren Berg Meru, wo Kuvero, der Gott des Reichthums, thront. Mag nun dieser Begriff aus einer misverstandenen Ueberlieferung, oder aus was immer für einer dunklen Naturansicht und Naturaberglauben entstanden sein; genug, diese hohe Verehrung des Nordens,

und des heiligen Berges im Norden ist da, und sie ist nicht blos eine Nebensache in dem ganzen System der indischen Denkart, sondern ein überall wiederkehrender allen ihren Dichtungen tief eingeprägter Lieblingsbegriff. Es wäre nicht das erste und nicht das einzige Mal, daß dichterische Sagen und alte Gesänge, tief im innigsten Gefühl und Glauben mit Religion verwebt, auf die Züge und Abentheuer der Helden mehr Einfluß gehabt haben, als diejenigen glauben möchten, die von der Geschichte nur die Politik kennen.

Gesetzt also, nicht bloß der äussere Drang der Noth, sondern irgend ein wunderbarer Begriff von der hohen Würde und Herrlichkeit des Nordens, wie wir ihn in den indischen Sagen überall verbreitet finden, habe sie nordwärts geführt, so würde sich der Weg der Germanischen Stämme von Turkhind längst dem Gihon bis zur Nordseite des caspischen Meers und des Kaukasus leicht nachweisen lassen; ob sie aber von da aus vorzüglich mehr die Gebirge aufgesucht und sich da angesiedelt, oder ob sie mehr den großen Strömen nachgegangen seien, wie

die alten asiatischen Nationen dasselbe Leben an einem weitherrschenden Flusse, wie am Ganges so auch am Nil und Euphrat, überall wieder suchten; diese für unsre vaterländische Geschichte sehr wichtige Frage weiter zu verfolgen, ist hier der Ort nicht.

Viertes Kapitel.

Vom orientalischen und indischen Studium überhaupt, und dessen Werth und Zweck.

Nachdem wir die Fruchtbarkeit des indischen Studiums für Sprachforschung, Philosophie und alte Geschichte gezeigt und angedeutet haben, bliebe nichts mehr übrig als noch das Verhältniß der orientalischen Denkart überhaupt zur europäischen zu bestimmen, und den Einfluß darzustellen, welchen die erste auf die letztere gehabt hat oder haben soll, um auch von dieser Seite die Wichtigkeit des indischen Studiums deutlich zu machen, welches der Zweck dieser ganzen Abhandlung war.

Da die heilige Schrift das eigentliche Band geworden ist, wodurch auch die europäische Denkart und Bildung an das orientalische Alterthum sich anknüpft, so ist hier der schicklichste Ort, das Verhältniß des indischen Alterthums zur mosaischen Urkunde und überhaupt zur Offenbarung zu berühren; ein Gegenstand, den wir bei dem historischen Theil bis jetzt absichtlich vermieden haben, um den Leser nicht auf den unsichern Ocean so verschiedener Auslegungen und Hypothesen zu führen, die nur allein über den Stammbaum der Noachiden und die wahre Lage des Paradieses sich in fast zahlloser Menge, eine über die andre wälzen. Die kritische Sichtung so vieler Meinungen würde eine eigne ausführliche Behandlung erfordert haben, die wir andern überlassen.

Eins zwar, was für die Religion das wesentlichste und allein zu wissen nothwendig ist, sagt uns die mosaische Urkunde in solcher Klarheit, daß noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: daß der Mensch nach Gottes Bilde erschaffen sei, daß er aber die Seligkeit und das reine Licht, dessen er sich anfangs erfreute, durch eigne Schuld

verlohren habe. Wenn die mosaische Urkunde in dem Verfolg ihres ältesten geschichtlichen Theils zwar nicht immer ausführlich erzählt, (denn zur Befriedigung bloßer Wißbegier und zum historischen Unterricht ward sie nicht gegeben) aber doch bedeutend auf die Wege und Punkte hinweist, wie ein Strahl des ursprünglichen Lichtes, da die Nacht der Sünde und des Aberglaubens alle Welt umher bedeckte, dennoch durch göttliche Fügung sei gerettet und erhalten worden; so zeigen uns die indischen Urkunden die Entstehung des Irrthums, die ersten Ausgeburten, deren der Geist immer mehrere ergrübelte und erdichtete, nachdem er einmal die Einfalt der göttlichen Erkenntniß verlassen und verlohren hatte, von der aber mitten in Aberglauben und Nacht noch so herrliche Lichtspuren übrig geblieben sind.

Der Gegensatz des Irrthums zeigt uns die Wahrheit in einem neuen noch hellern Lichte, und überhaupt ist die Geschichte der ältesten Philosophie, d. h. der orientalischen Denkart, der schönste und lehrreichste äussere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionssysteme der ältesten Völker Asiens kennt,

nicht befremden, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, besonders aber von der Unsterblichkeit der Seele im alten Testamente mehr angedeutet und nur berührt, als ausführlich und ausdrücklich entwickelt, und als Grundsäulen der Lehre aufgestellt werden. Der Meinung, daß Moses, er dem alle Weisheit der Aegypter bekannt war, von diesen bei den gebildetsten Völker des alten Asiens allgemein verbreiteten Lehren nicht gewußt haben sollte, wird man wohl schwerlich irgend eine auch nur historische Wahrscheinlichkeit geben können. Sehen wir aber, wie bei den Indiern z. B. grade an die hohe Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele der meiste und gröbste Aberglauben sich fest und fast unabtrennlich angeschlossen hatte, so erklärt sich daraus das Verfahren des göttlichen Gesetzgebers auch in äusserer Rücksicht.

Mancher unbillige Vorwurf, da man es den Propheten Gottes bei den Hebräern als Beschränktheit auslegt, daß sie, alles andre streng verwerfend, ihre Lehre und ihr Volk so hart absonderten, würde von selbst weggefallen sein, wenn man gewußt hätte, sich in den Zustand der orientalischen Völker der damaligen Zeit zu ver-

setzen. Man stelle es sich vor Augen, wie damals bei den gebildetsten und weisesten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichtes vorhanden waren, aber alles entstellt und entartet, *) und oft grade das Edelste auch bei Persern und Indiern am übelsten angewandt und misdeutet; und man wird es begreifen, wie nothwendig jene Strenge und Absonderung, wie natürlich der Eifer jener Männer nur auf das Eine, alles andre bei Seite setzend, gerichtet sein mußte, daß doch nur ja das kostbare Kleinod der göttlichen Wahrheit nicht vollends untergehe, daß es rein und unverderbt erhalten werde. Daß manchen einzelnen Israeliten Jehova nichts als ein bloßer Nationalgott war, mag sein; daß aber die Propheten und göttlichen Lehrer selbst es so gemeint, wird man nirgend zeigen können, man müßte

*) Herrliche Winke darüber finden sich in Herders ältester Urkunde des Menschengeschlechts. Nur daß ich jeden trüben Strom entarteter Mystik nicht so unmittelbar aus dem reinen Quell göttlicher Offenbarung herleiten möchte. Sonst aber weht die Fülle des orientalischen Geistes in diesem Werke, wie in mehren der frühern theologischen Schriften Herders. —

denn die Lehre von dem unmittelbaren, nähern und besondern Verhältniß mit der Vorsehung, in welches der Mensch durch den Glauben treten kann und in der Kirche wirklich tritt, die Hauptlehre des Christenthums, so ganz verkennen, daß man sie mit jenem Irrthum verwechselte, der den Vorwurf der angeblichen jüdischen Beschränktheit des alten Testaments begründen soll.

Mit dem Christenthum hat die Religion des Fo in einigen Stücken der Lehre und selbst der äussern Einrichtung eine auffallende, aber dennoch falsche Aehnlichkeit. Das Einzelne stimmt oft sonderbar überein, aber es ist alles entstellt und verzerrt, alles hat ein andres Verhältniß und einen andern Sinn; es ist die Aehnlichkeit des Affen mit dem Menschen. Von ganz andrer und höherer Art ist jene, gewiß auch dem Leser bei der Uebersicht der orientalischen Systeme im zweiten Buch bemerklich gewordne, Verwandtschaft und Aehnlichkeit, besonders der persischen Religion des Lichtes und der Lehre vom Kampf des Guten und Bösen, mit der heiligen Schrift sowohl des alten als des neuen Bundes. Eben daß man diesen Spuren zu ausschliessend folgte, die ächte oder

gar unächte Aehnlichkeit für völlige Gleichheit nahm, ist oftmals Ursache abweichender Irrthümer, wie beim Manes und andern, geworden. Von dem, was bei den Persern jener Lehre irriges beigemischt war, findet sich in den heiligen Schriften nichts; was sie lehren, ist nicht System, sondern aus göttlicher Offenbarung, die durch innere Erleuchtung ergriffen und verstanden wird, leiten sie die Erkenntniß des Wahren her.

Es könnte aber doch die Vergleichung mit der theils wirklich, theils scheinbar so verwandten Denkart dazu dienen, es sogar historisch und ganz äusserlich zu zeigen, daß nur eine und dieselbe Ansicht, im alten Testamente wie im neuen, durch das Ganze hingehe und herrsche; nur das was dort blos angedeutet und vorgebildet wird, hier in vollem Glanze erscheint. Es dürfte daher die alte christliche Erklärungsart des alten Testaments die einzige richtige sein, und als solche durch eine vollständige Kenntniß der Geschichte des orientalischen Geistes auch von aussen bestätigt werden. Es ist dieß sogar blos aus dem Gesichtspunkte der Kritik angesehen, ganz deutlich; es würde selbst dann gelten, wenn man die Lehre der Schrift

für nichts mehr hielte, als für eine der orientalischen Denkarten, gewiß in diesem Falle, von allen die erhabenste und tiefsinnigste. Denn wie läßt sich wohl ein Werk verstehen und erklären, als nach der Denkart, die ihm zum Grunde liegt? und wo kann wohl diese Denkart selbst ergriffen werden, als da, wo sie ganz ausgesprochen worden, und in vollkommner Klarheit erscheint? Daß dieß im neuen Testamente geschehe, wird jeder zugeben, der es nur nach unbefangener Kritik, mit der unvollkommnen Andeutung des alten, oder mit dem zum Theil irrigen persischen System zusammenhalten will. Daher kann der Sinn des alten Testamentes durch keine bloße Exegese aufgeschlossen werden, wenn dieselbe auch an Sprach- und andrer Nebengelehrsamkeit alle Meister des Talmud überträfe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen. *) Spuren der Wahrheit, einzelne Spuren

---

*) Ein vortreffliches Beispiel dieser ältern Erklärungsart ist in der Geschichte der Religion Jesu von Fr. L. Grafen zu Stollberg aufgestellt; einem Werke, worin die ruhige Kraft, der immer gleiche Ernst und jene schöne Klarheit herrscht, die nur da hervortritt, wo die höchste

göttlicher Wahrheit finden sich überall, besonders in den ältesten orientalischen Systemen; den Zusammenhang des Ganzen aber und die sichre Absonderung des beigemischten Irrthums wird wohl niemand finden, ausser durch das Christenthum, welches allein Aufschluß giebt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher ist, als alles Wissen und Wähnen der Vernunft.

Wir betrachten nunmehr mit einigen Worten den Einfluß, welchen die orientalische Philosophie, von der wohl gewiß ein bedeutender und nicht der schlechteste Theil indischen Ursprungs ist, auf die europäische gehabt hat. Sehr groß war dieser Einfluß von jeher, obgleich vielleicht kein einziges orientalisches System ganz rein nach Europa gelangt ist, und die Griechen eben so wohl als die Neuern alles, was sie von daher annahmen, sich selbstthätig aneigneten, und auf mannichfache Art umgebildet und verändert haben.

Aber wir müssen einen Begriff von dem Gange und eigenthümlichen Charakter der euro-

---

Erkenntniß zugleich das tiefste und lauterste Gefühl und Seele des Lebens geworden ist.

päischen Philosophie voranschicken, ehe wir den Einfluß der orientalischen Ideen auf dieselbe deutlich machen können. Beim ersten Aufschwunge der noch ungeschwächten Geisteskraft ist die europäische Philosophie überall Idealismus, worunter wir nicht blos die Lehre von der Ichheit oder von der Nichtigkeit des äussern Scheins verstehen, sondern jede Philosophie, die von dem Begriffe der selbstthätigen Kraft und lebendiger Wirksamkeit ausgeht, also auch das System der Stoiker, des Aristoteles und mancher von den noch ältern Griechen. Wenn der Begriff des Unendlichen noch vorhanden, die Kunde der alten Offenbarung aber schon verlohren ist, was ist natürlicher, als daß der Mensch alles aus sich selbst zu nehmen glaubt, alles auf eigne Kraft und Vernunft gründen will? Alle die höhern Begriffe, die ihn in Sprache und Religion, in alten Gedichten und Sagen von Kindheit an umgeben und unbewußt angeregt haben, hält er nun für sein Erzeugniß und sein Eigenthum; denn es waren nur einzelne Spuren des Göttlichen, deren Zusammenhang für ihn verlohren war. Freilich hat man noch nicht gefunden, daß eine solche Philo-

sophie bei irgend einem Volke entstanden sei, das wirklich sich selbst überlassen und von den Quellen und Strömen der alten gemeinsamen Ueberlieferung ganz weit entfernt lag; und wenn diese Weisheit wirklich so ganz aus sich selbst geschöpft wäre, als sie es vorgiebt, so würde sie sich wohl auch selbst besser aus den unsäglichen Verirrungen helfen können, in die sie sich auf diesem Wege jederzeit verwickelt hat. Diese häufen sich immer so sehr und so schnell, daß die Philosophie bald skeptisch wird, bis sie endlich, wenn die Verstandeskräfte durch langes Zweifeln hinlänglich geschwächt worden, zu der blos empirischen Denkart herabsinkt, wo der Gedanke der Gottheit, wenn er auch dem Nahmen nach stehen bleibt, doch im Grunde vernichtet wird, überhaupt die Idee ganz verschwindet, und der Mensch unter dem Vorwand einer vernünftigen Beschränkung auf den allein nützlichen Erfahrungskreis, den höheren Geist, der ihn doch allein wesentlich vom Thier unterscheidet, als ein falsches Streben aufgiebt. Das Trostlose dieses lezten Geisteszustandes pflegt einzelne Denker zu wecken, denen es unmöglich bleibt, darin zu verharren, und die also irgend

einen Rückweg zur ältern und bessern Philosophie suchen, und so es ihnen Ernst ist, gewiß auch finden.

Dieses ist der einfache Gang aller europäischen Philosophie von den ältesten Griechen bis auf die neuesten Zeiten. Dieser Kreislauf von einer Philosophie, die wenigstens den Begriff des Unendlichen und der selbstthätigen Kraft noch nicht verlohren hat, zur Skepsis und endlich zur empirischen Denkart hat sich mehr als einmal wiederhohlt; jede neue Wiederhohlung aber war von der vorigen verschieden, grade weil man mit dieser bekannt war und sie benutzte, das Neue zum Theil wenigstens sich an das Alte durch Umbildung oder durch den Gegensatz anschloß.

Noch mehr Unregelmäßigkeit aber und noch mehr Schwankendes kommt in den Gang des europäischen Geistes, durch das immer von Zeit zu Zeit geschehene Eingreifen der orientalischen Philosophie als eines fremden Gährungsstoffs. Ohne die stets erneuerte Anregung dieses belebenden Princips würde der europäische Geist sich wohl nie so hoch erhoben haben, oder doch frühe wieder gesunken sein. Auch die höchste Philosophie der Europäer,

der Idealismus der Vernunft, so wie ihn griechische Selbstdenker aufstellten, würde wohl, an die Fülle der Kraft und des Lichts in dem orientalischen Idealismus der Religion gehalten, nur als ein schwacher prometheischer Funke gegen die volle himmlische Gluth der Sonne erscheinen, nur geraubt und immer wieder zu erlöschen drohend; aber je geringer der Gehalt, desto künstlicher ward die Form ausgebildet.

Freilich aber ist die orientalische Weisheit bei den Griechen wie bei den Neuern oft aus trüben Quellen geflossen. Wie sehr in den Zeiten der Neu-Platoniker und Gnostiker alles schon in der spätesten Entartung und Mischung der Systeme, in den Kreis der europäischen Bildung gelangt sei, ist zu allgemein bekannt, als daß es weiter angeführt werden dürfte. In dem, was man orientalische Philosophie nennt, ist dem alten System der Emanation mehr oder weniger Pantheistisches und Dualistisches, aus der orientalischen Zahlenphilosophie oder aus der Lehre von den zwei Principien hergenommenes, beigemischt.

Es ist dieß auch wohl nicht bloß in jenen späten Zeiten der Fall, sondern es dürfte schon

beim Pythagoras so sein, wenn wir anders den Nachrichten von ihm, die uns für die ältesten und besten gelten, irgend trauen dürfen. Wenigstens gehört die Zahlenlehre der Pythagoräer, von der nicht so leicht auszumachen, ob sie eigne Erfindung oder auch orientalischen Ursprungs war, durchaus nicht zu dem System, aus dem sie die Lehre von der Seelenwanderung annahmen, so wenig als ihre Entgegensetzung zwiefacher Grundwesen und Grundbegriffe. Ja wir haben gesehen, daß in Asien selbst schon in frühen Zeiten, die spätere Lehre an die ältere sich durch Mischung oder Umdeutung angeschlossen habe; hat man aber jede der abgesonderten Denkarten erst für sich rein aufgefaßt, so wird man wenig Schwierigkeit finden, sich auch die zusammengesetzten und verwickelteren Erscheinungen zu erklären.

Die Kenntniß der Philosophie ist wie zur Erforschung des orientalischen Alterthums überhaupt, so insbesondre für das indische Studium sehr wesentlich und kaum zu entbehren. Wohl verstehen wir unter der Kenntniß der Philosophie etwas mehr als einige dialektische Uebung, nach

irgend einem eben umlaufenden System, was denen neu scheint welche die alten nicht kennen, alles construiren zu können; vor allem eine vertraute Bekanntschaft mit dem Geist jener großen alten Systeme, die auch auf das äussere Schicksal der Menschheit einen so mächtigen Einfluß gehabt haben. Diesen Geist aber wird freilich niemand begreifen, dem nicht die Bedeutung spekulativer Gedanken durch eignes Forschen klar geworden ist.

Welche große Stelle Philosophie in der indischen Litteratur einnehme, wird deutlich erhellen, wenn man sich der Uebersicht des Ganzen nach den vier wichtigsten Epochen aus dem zweiten Buche erinnern will. In der ersten Epoche der Veda's und alles ältesten, was sich zunächst an diese anschließt, so wie in der dritten Epoche der Puranas und des Vyaso ist Philosophie mit allem unzertrennlich verflochten und kein Verständniß ohne sie zu hoffen. In der mittlern zwischen jenen beiden, in der zweiten Epoche mag Philosophie und Poesie etwas mehr gesondert erscheinen, aber wohl schwerlich so sehr als sie es bei den Griechen und überhaupt den Europäern fast immer waren; und selbst die vierte

und letzte Epoche des Kalidas und der andern Dichter unter Vikromadityo, wo die indische Poesie vorzüglich und mehr abgesondert blühte, ist doch noch durchaus auf die ältern gegründet und nicht von ihnen abzusondern möglich.

Möchte doch überhaupt das indische Studium dazu beitragen, uns zu der größern Art und Ansicht der vortrefflichen Männer zurückzuführen, welche im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert das griechische und das orientalische Studium zuerst gestiftet haben, da man noch nicht glaubte, daß bloße Sprachkenntniß Anspruch auf den Nahmen eines Gelehrten gebe und fast keiner unter jenen genannt werden kann, bei dem nicht seltne Sprachkenntniß mit der Fülle historischer Kenntnisse und mit einem ernsten Studium der Philosophie wäre vereint gewesen.

Dann würden alle Theile der höhern Erkenntniß als ein untheilbares Ganzes vereint mit desto größerer Kraft wirken und es würden die Herrlichkeiten des Alterthums auch in unsre Zeit lebendig eingreifen und sie zu neuen Hervorbringungen befruchten. Denn niemals entstand noch ein wahrhaft Neues, das nicht durch

das Alte zum Theil angeregt und hervorgerufen, durch seinen Geist belehrt, an seiner Kraft genährt und gebildet worden wäre. Während nun auf der einen Seite alle Vernünftler und die, welche vorzüglich in der Gegenwart leben und von dem Geist derselben sich lenken und beherrschen lassen, fast ohne Ausnahme dem verderblichen und zerstörenden Grundsatze ergeben sind, alles durchaus neu und von vorn wie aus Nichts erschaffen zu wollen, ist auf der andern Seite wahre Kenntniß des Alterthums und der Sinn für dasselbe fast verschwunden, die Philologie zu einer in der That sehr schaalen und unfruchtbaren Buchstabengelehrsamkeit herabgesunken, und so bei manchen erwünschten Fortschritten im Einzelnen, doch das Ganze zersplittert und weder Kraft noch lebendiger Geist darin sichtbar.

Ein Vorurtheil, was in dieser Rücksicht viel geschadet hat und noch schadet, ist die Trennung, die man sich zwischen dem orientalischen und dem griechischen Studium und Geist mehr selbst erdacht und willkührlich angenommen hat, als daß diese gänzliche Verschiedenheit in der Wahrheit gegründet wäre. In der Völkergeschichte

sind die Bewohner Asiens und die Europäer wie Glieder einer Familie zu betrachten, deren Geschichte durchaus nicht getrennt werden darf, wenn man das Ganze verstehen will. Aber auch was man in der Litteratur gewöhnlich den orientalischen Styl und Geist nennt, ist nur von einigen asiatischen Völkern hergenommen, besonders von den Arabern und Persern, und von einigen Schriften des alten Testaments, insofern sie bloß als Poesie beurtheilt werden; auf mehre andre Völker paßt es gar nicht. Es besteht diese orientalische Eigenthümlichkeit nach der gewöhnlichen Vorstellungsart, in einer hohen Kühnheit und verschwenderischen Fülle und Pracht der Bilder nebst dem oft damit verbundenen Hange zur Allegorie. Das südliche Klima kann nur als mitwirkende Ursache, nicht als Hauptgrund dieser Richtung der Fantasie gelten, da dieselbe bei so manchen sehr südlichen und auch sehr dichterischen Nationen, wie die Indier, so gar nicht gefunden wird. Die eigentliche Ursache liegt vielmehr in der intellectuellen Religion. Ueberall wo eine solche herrscht, sie sei nun philosophisch tief, und aus göttlicher Liebe hervorge-

gangen, oder aber roh und wüst wie die Begeisterung des Hochmuths in der Lehre des Mahomed; es wird überall, so lange noch poetischer Geist vorhanden ist, die Fantasie, nachdem sie der alten Mythologie entbehren muß, keinen andern Ausweg finden, als den jener kühnen allegorischen Bildlichkeit. Daher finden wir diesen sogenannten orientalischen Charakter eben so wohl in vielen Dichtern des Mittelalters (auch in italiänischen und deutschen, nicht bloß in spanischen) als in den romantischen Dichtungen der Perser und Araber, ohne daß wir desfalls zu dem Einfluß der Kreuzzüge unsre Zuflucht zu nehmen brauchten, da die gleichen Umstände in Europa wie in Asien dieselben Folgen hervorrufen mußten. Wie paßt nun aber diese Farbengluth zu der prosaischen Trockenheit der Chinesischen Bücher, oder zu der schönen Einfalt des indischen Styls? Zwar in der Sokuntola des Kalidas fehlt es auch nicht an Blumenschmuck und Bilderfülle; doch auch hier ohne alle Ueberspannung. Die ältern indischen Gedichte vollends, sind noch bildloser als selbst die einfachsten und strengsten Werke der Griechen; die tiefe Seele, die in allem

lebt und athmet, die helle Klarheit, in der alles dasteht, bedarf nicht dieses wilden Feuers, und keiner unerwarteten Schläge und Strahlen der glühenden Fantasie.

Eine andre Eigenschaft, die man auch als eine charakteristische Eigenthümlichkeit orientalischer Werke ansieht, betrifft mehr den Gedankengang im Ganzen und selbst die Anordnung und Composition, die sich durch Dunkelheit oft von den Werken der Griechen unterscheidet. Auf die indischen Werke ist dieses wiederum gar nicht anwendbar, sondern vorzüglich auf die vorhin genannten Nationen. Theils hängt dies wohl zusammen mit der eben geschilderten Ueppigkeit bildlicher Fantasie, und dem Hange zur Allegorie; wo diese im Einzelnen vorwalten, da wird auch im Gliederbau und der Anordnung des Ganzen oft dieselbe bloß andeutende Kühnheit herrschen, und daher Dunkelheit entspringen. Zum Theil dürfte es sich aber auch aus denjenigen Grundverschiedenheiten der Grammatik, die wir im ersten Buch entwickelt haben, erklären lassen. Ich halte dafür, daß alle Werke der Rede dem Gesetz ihrer Sprache von Natur fol-

gen, wenn nicht ein höherer Geist es anders lenkt, oder da wo man durch Vernachlässigung noch tiefer hinabsinkt. Wie nun in den Sprachen, die ihre Grammatik durch Suffixa und Präfixa bilden, die Construction im Einzelnen schwer ist, so wird auch der Gedankengang leicht verworren oder dunkel sein. In den Sprachen, die sich ihr Geschäft durch Hülfsverba und Präpositionen für den Gebrauch am bequemsten abkürzen, wird die Composition zwar leicht und verständlich, gern aber auch nachlässig und formlos sein; Sprachen aber, die durch innere Flexion der Wurzeln eine Fülle von Nebenbestimmungen des ursprünglichen Sinns genau bezeichnen, wie die griechische und die indische, führen von selbst zur schönen Form, wie im Einzelnen der grammatischen Construction so auch im Ganzen der Anordnung und der Composition.

Auch in dieser letzten Beziehung also hat was man orientalischen Geist und Styl nennt, nur eine sehr beschränkte Anwendung auf einige wenige Völker. Zudem giebts der Ausnahmen und Uebergänge überall genug. So hat die Dunkelheit in dem Gedankengange des Aeschylus

besonders in den Chören, obwohl in einer ganz hellenischen Form, dennoch wirklich etwas Orientalisches, was aber mehr von der leidenschaftlichen Aufregung, dem gewaltsamen Zustande der Fantasie überhaupt herrührt, als von einzelnen Bildern oder von irgend einer Unfähigkeit zur Klarheit. Auch dem Pindar giebt die lyrische Kühnheit der Gleichnisse und Anspielungen, und die Abgerissenheit der Uebergänge einen orientalischen Anstrich; seine Milde und Weichheit bei der heroischen Größe des Inhalts und Gedankens hat etwas von dem Charakter der indischen Gedichte, so weit wir sie bis jetzt kennen. So wie die größten Denker, die tiefsinnigsten Philosophen Europa's sich fast immer durch eine entschiedne Vorliebe für das orientalische Alterthum auszeichneten; so näherten sich mehre und zwar besonders große Dichter bei den Griechen, und um nur den einzigen Dante zu nennen, auch bei den Neuern, nur auf eine weniger bewußte Weise, der orientalischen Eigenthümlichkeit und Größe.

So wie nun in der Völkergeschichte die Asiaten und die Europäer nur eine große Familie, Asien und Europa ein unzertrennbares Ganzes

bilden, so sollte man sich immer mehr bemühen, auch die Literatur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung und ein einziges innig verbundenes Gebäude und Gebilde, als Ein großes Ganzes zu betrachten, wo denn manche einseitige und beschränkte Ansicht von selbst verschwinden, vieles im Zusammenhange erst verständlich, alles aber in diesem Lichte neu, erscheinen würde.

Wenn es natürlich ist, daß der tiefsinnige Geist des Mittelalters, auf den unsre ganze Verfassung und jetziges Leben sich gründen, und noch lange gründen werden, uns in der Geschichte, Dichtkunst und Sittenlehre vor allen am nächsten steht, und die Kenntniß desselben für das Leben am wichtigsten ist; wenn das griechische Studium die beste nicht nur, sondern eine durchaus nothwendige Vorbereitung und Schule gründlicher Gelehrsamkeit bleibt, weil nirgends sonst wo die Kritik als Kunst so vollständig ausgebildet worden; wenn endlich auch die Kunst, die Philosophie und Poesie der Griechen, falls wir nicht bloß bei der äussern Form stehen bleiben, wie die Buchstabengelehrten und gewöhnlichen Aesthetiker und Kunstkenner, theils an sich von hohem Werthe,

theils aber auch ein unentbehrliches Mittelglied der europäischen Bildung und der orientalischen Ueberlieferung sind, so wie die römische Literatur den Uebergang von den Griechen zum Mittelalter bildet; so dürfte doch das indische Studium allein dahin führen, die bis jetzt noch ganz unbekannten Gegenden des frühsten Alterthums aufzuhellen, und dabei an dichterischen Schönheiten und philosophischem Tiefsinn nicht minder reiche Schätze darzubieten haben.

Und wenn eine zu einseitige und bloß spielende Beschäftigung mit den Griechen den Geist in den letzten Jahrhunderten zu sehr von dem alten Ernst oder gar von der Quelle aller höhern Wahrheit entfernt hat, so dürfte diese ganz neue Kenntniß und Anschauung des orientalischen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, um so mehr zu der Erkenntniß des Göttlichen und zu jener Kraft der Gesinnung wieder zurückführen, die aller Kunst und allem Wissen erst Licht und Leben giebt.

Indische Gedichte.

Ich setze diesen Bruchstücken indischer Dichtkunst einige Bemerkungen über die Handschriften voran, nach denen die Uebersetzung gemacht worden, über die Orthographie, das Sylbenmaaß und endlich über die Auswahl der verschiednen Stücke.

Die Handschrift des Ramayon gehört zu den schönsten, welche die Pariser Bibliothek besitzt. Sie ist in großen Devonagori-Charakteren auf Quartblättern von Papier geschrieben. Die Handschrift des Manovodharmoshastron in bengalischen Charakteren auf länglichten Papierblättern, in Form derer aus Baumrinde, gehört wohl weder in Rücksicht der Schönheit noch der Correctheit zu den vorzüglichen. Von dem Bhogovotgita giebts vier verschiedne Hand-

schriften in kleinem Format, als Bücher gebunden; sie sind sämtlich in Devonagori-Charakteren, einige mit Scholien, der Text ist sehr correct. Von dem Mohabharot ist ein gut geschriebenes Exemplar in bengalischen Charakteren auf Baumrindenblättern vorhanden.

Was die Orthographie betrifft, so habe ich den kurzen Vokal, der ausgenommen am Anfang des Wortes nicht geschrieben wird, in dem grammatischen System als ein kurzes a gilt, in der neuern Aussprache aber o lautet, o geschrieben; theils wegen der Autorität, welche der noch lebende Ton, so sehr auch die Sprache selbst entartet sein mag, immer behalten muß, wie man auch im Griechischen vielleicht besser gethan hätte, die Aussprache der Neu-Griechen nicht so ganz zu verlassen; theils aber ist es geschehen, um den Uebellaut zu vermeiden, der aus den zu sehr gehäuften a entsteht, und damit die Quantität desto leichter beobachtet werde, da wir eher gewohnt sind, ein o besonders am Ende des Worts kurz zu sprechen als ein a. Das d der ersten Reihe, welches wie eine eigne Art von r lautet, und welches Jones durch einen Punkt, die Perser

aber unter dem Nahmen des indischen Dal mit vier Punkten bezeichnen, habe ich dem Klange gemäß r geschrieben. Die zusammengesetzten Consonanten jño und ksho, welche ghyo und khyo gesprochen werden, habe ich aber ungeachtet der kleinen Härte nicht nach der Aussprache, sondern nach der grammatischen Strenge geschrieben, da es in manchen Fällen selbst für die Etymologie wichtig ist. Die verschiednen Arten des nasalen n durch Zeichen zu unterscheiden, schien mir überflüssig, da dieser Unterschied doch für uns ganz verlohren geht, und wer indisch schreiben kann, ohnehin aus dem vorhergehenden Consonanten weiß, welches der verschiednen n er zu nehmen hat. Die Consonanten v, j, ch werden gesprochen wie im Englischen. Das erste s, welches Jones durch einen Strich zur Unterscheidung bezeichnet, wird von den Portugiesen (deren Orthographie der Verfasser des Pariser Manuscriptes Nro. 283 befolgt) wie von den meisten andern so bezeichnet, daß man glauben muß, es laute wie sh; wenigstens müßte man, wenn man Shastra schreibt und spricht und nicht Sastra, auch Shivo und Shokuntola, nicht Sivo und

Sokuntola schreiben und sprechen, weil es derselbe Buchstabe ist; doch habe ich mich hierin nicht von dem bisherigen Gebrauch entfernen wollen, da es nicht von großer Wichtigkeit ist.

Die indische Sprache hat, obwohl das ganze System der Sylbenmaaße noch sehr verschieden sein mag, doch einige der wesentlichsten rhythmischen Grundgesetze mit der griechischen Sprache gemein. Die Vokale sind theils von Natur lang, theils kurz wie im Griechischen. Lang sind a, e, oi, au; kurz spreche man in den indischen Nahmen der folgenden Gedichte das o, u, i, ausser wo die Länge ausdrücklich bezeichnet ist. Die Sylbe, deren Vokal kurz ist, kann durch Position lang werden, genau wie in den alten Sprachen. Jene Eigenheit der griechischen Metrik, da mit Beiseitesetzung der Sylbenzahl an gewissen Stellen für eine lange Sylbe zwei kurze gesetzt werden dürfen, habe ich wohl in dem Gitogovindo des Joyodevo bemerkt, wo statt des Daktyls —◡◡ auch vier kurze Sylben ◡◡◡◡ gebraucht werden. In demjenigen Sylbenmaaße aber, worin die nachstehenden Bruchstücke wie die meisten alten Werke der Indier abgefaßt sind, findet diese

Freiheit nicht Statt, sondern die Sylbenzahl wird streng beobachtet. Es bestehen diese Schlöken oder indischen Distichen, aus zwei sechzehnsylbigen Versen, deren jeder in der Mitte einen Abschnitt hat, so daß das ganze Distichon aus vier gleichen achtsylbigen Gliedern oder Füßen nach der indischen Benennung besteht. Diese sechzehnsylbigen Verse haben alle einen jambischen Ausgang ◡—◡—, selten ◡—◡◡. Ausserdem kommen aber an jeder andern Stelle statt des Dijambus auch Antispasten, Choriamben, Dichoreen, Jonici, Epitriten, seltner Paeone aller Art vor. Doch ist auch in dem ersten und dritten Fuß oder Versgliede des Distichons die fünfte Sylbe fast nie lang.

In diesem Sylbenmaaße sind alle nachfolgenden Bruchstücke gedichtet; nur als seltne Ausnahme kommen zwischen jenen sechzehnsylbigen Versen einige längere vor, meistens um einen höhern lyrischen Schwung zu bezeichnen. Auch diese sind in Distichen. In denen, die aus vier zwölfsylbigen Gliedern oder Füßen bestehn, ist das Schema meistens dieses ◡—◡——◡◡—◡—◡—. In denen, die aus vier eilfsylbigen bestehen,

⏓—⏑——⏑⏑—⏑—⏓. Doch habe ich dabei noch manche Abweichungen und Verschiedenheiten bemerkt. Ich hatte der Verse dieser Art nicht genug vor mir, um alle Verschiedenheiten des Schema's daraus abnehmen zu können.

Ich glaubte, es würde dem Leser angenehm sein, einen Versuch zu sehen, in wiefern die Bildsamkeit unsrer Sprache, die mit der griechischen so glücklich wetteifern konnte, sich auch dem Gange der ehrwürdigen alten indischen Sprache anzuschmiegen vermöchte; es versteht sich aber wohl von selbst, daß ein erster Versuch der Art nicht auf die Vollkommenheit Anspruch machen kann, die es vielleicht in der Folge zu erreichen möglich sein wird, wenn wir das metrische System der Indier aus einem prosodischen Werk seinem ganzen Umfang nach kennen werden, wo sich denn auch die Frage wird entscheiden lassen, in wiefern es bei der Uebersetzung möglich sei, auch auf die dreifache Geltung der Sylben im Indischen (s. Monu's Gesetzbuch II, 125.) Rücksicht zu nehmen.

Noch bemerke ich, daß wo der Inhalt lehrend ist, wie in Monu's Gesetzbuch oder im Bhogo-

votgita, jedes Distichon zugleich einen periodischen Abschnitt bildet; in den epischen Stücken aber aus dem Ramayon und aus der Geschichte der Sokuntola geht der Sinn oft aus einem Distichon in das andre hinüber.

Der Anfang des Ramayon erscheint hier zum erstenmal übersetzt; daher habe ich selbst von der einleitenden Anrufung nichts weglassen wollen. Wo die Lesart oder die Auslegung mir zweifelhaft war, habe ich es in den Noten bemerkt.

Aus dem Gesetzbuche Monu's und dem Bhogovotgita, die durch Jones und Wilkins schon bekannt sind, habe ich aus ersterm alles zusammengestellt, was die Kosmogonie betrifft; aus dem andern aber mehre der merkwürdigsten Stellen ausgewählt, welche die Lehre von der Einheit, die der Inhalt, Zweck und Geist des Ganzen ist, darstellen und entwickeln. Beides dient als Belege zu den Bemerkungen über indische Philosophie im zweiten Buche der Abhandlung.

Die Stücke aus der Geschichte der Sokuntola können als ein Beispiel der ältern indischen

Poesie dienen, wenn man die verschiedne Behandlungsart der schönen Geschichte in dem alten Heldengedichte und dem lieblichen Drama des Kalidas gegen einander hält.

I.

Anfang des Ramayon.

Dieses Buch fängt an, wie alle alten indischen Bücher, die wir bis jetzt kennen; mit einer Geschichte oder Dichtung von Entstehung des Buchs und von dem Verfasser desselben. Der Seher Valmīki, dem der Ramayon zugeschrieben wird, ist eben so wohl als Monu und Vyaso, eine zum Theil mythische Person.

Diese Einleitung enthält die Erzählung, wie der Sehergott Narodo dem Valmīki die hohe Tugend und die Thaten des noch lebenden Ramo bekannt macht. Erfüllt von diesem Gegenstande, erfindet Valmīki, durch einen andern Zufall veranlaßt, die Verskunst; darauf erscheint ihm

Brohma in seiner Einsiedlerhütte, bestätigt ihn in seinem Entschluß und ermuntert ihn, den Ramo zu besingen, indem er ihm die hohe Vollkommenheit und die ewige Dauer seines Gedichts weissagend entdeckt.

Es geht dieser Erzählung noch eine kurze einleitende Anrufung voran; zuerst an den Helden, sodann an den Dichter und sein geheiligtes Werk, an den wunderbaren Waffenbruder des Helden, einen mit Verstand begabten Waldmenschen oder Affenfürsten, und wieder an den Dichter.

Seegen und Heil!

Dem göttlichen Ramo Preiß!

Ein Sieger ist des Stamms von Roghu Zier, [1]
Kausolya's herzensgeliebtestes Kind, Ramo,
Der dem Doshovodono den Tod gab, Doshoroths
lotosgeaugter Sohn.

Dem Fürsten Heil der Einsiedler, jenem Büßer in
seelgem Glanz,
Aller Weisheit Besitzherren, ihm, Valmīki dem
Seher, Heil!

---

1) Ramo, Sohn der Kausolya von dem Doshoroth, aus dem Geschlecht der Sonnenkinder. Der Getödtete unstreitig einer von den vielen Riesen und wilden Kriegern, die Ramo besiegt hat.

Sie, die stets Ramo Ramo singt, süßes mit süßem
Klange sagt,
Geschwungen auf des Dichters Zweig, grüß ich Valmīki's Nachtigall!
Wer dieses Einsiedlerlöwen, der im Haine des Dichters
wohnt,
Valmīki's Lied von Ramo hört, wohl erreicht der
das höchste Glück.
Valmīki's Bergen entsprungen, hin sich stürzend in
Ramo's Meer,
Verherrlicht herrlich das Weltall des Ramayons gewaltger Strom.
Welches von Flecken ganz rein ist, auch an Bächen
und Blumen reich,
Heil dem, der es hervorbrachte, des Ramayons erhabnes Lied!
Wer immer trinkt, so lang er lebt, des Ramayono's
Göttertrank,
Nimmer satt, der sei mir gegrüßt, als frommer Weiser,
rein von Schuld!
Den Held in Demuth erzogen,[2]) ihn, der Janoki's[3])
Schmerz vertilgt,

2) Anspielung auf die Verbannung des Ramo.

3) Janoki, d. i. die Tochter des Jonoko, Sita, Ramo's geliebte Gemahlin.

Den Affenfürst, [4] deß Blick tödtet, grüß ich, der Lonka Schrecken gab!

Siegreich ist des Stamms von Bhrigu [5]) Zier, der Dichter Erster und Fürst der Priester, Valmīki,
Der in reizende Verse gebunden, bildete des Ramayonon's Werk hier;
Wo aller Pflichten Lehre, wo zu lesen Heldenfreundschaft, wo vollständig ganz des Lehrers Amt,
Wo was Valmīki, der herrlichen Dichter herrlichster, in dem Ramayons Lied redete, welches Schöne ist da nicht? [6])

---

4) Honuman, der Kampfgenosse des gleich dem Bakchus von halbthierischen Naturen wunderbar umgebenen Ramo. Ein Bildniß des Honuman findet sich unter den Figuren zu Maiers mytholog. Wörterbuch B. 2. Taf. 4.

5) Bhrigu, einer der zehn großen Rishis oder heiligen Altväter und Weisen der Urwelt, wird hier als Stammvater des Dichters Valmiki genannt.

6) In den letzten Versen, so wie in dem ersten Distichon dieser Anrufung folgte ich dem rhythmischen Gange der Urschrift so gut als es möglich war, da das Schema mir weiter nicht vorgekommen ist, einiges auch ganz unregelmäßig scheint.

Sprache und Styl ist in der vorstehenden Anrufung merklich jünger als in dem übrigen. In dem nun folgenden Stück aber ist kein bedeutender Unterschied in dieser Rücksicht von der Sprache im Mohabharot oder den Puranas wahrzunehmen, obwohl die Ueberlieferung dem Valmīki ein ungleich höheres Alter beilegt als dem Vyaso.

Narodo's Rede.

Der Inhalt ist folgender: Valmīki fragt den Narodo, wo ein vollkommner Held zu finden sei. Narodo nennt den Ramo als einen solchen und ergießt sich in sein Lob.

In Andacht Forschens sich freuend, kam, der fromm alle Kund umfaßt,
Den Narodo zu befragen, Valmīki hoher Seher Fürst.

Valmīki.

Wer verdient in der Welt Lob hier, in den Tugenden allen groß,

4. So die Pflicht wie die That kennend, wahr in Worten, im Glauben fest?
Er selbst hoch wandelnd in Tugend, allen Wesen befreundet wer?
Der beredt und zugleich thatvoll, wer der lieblichste auch zu sehn?
Ob des Zorns Macht in sich siegend, würdereich wer und achtbar stets,
8. Daß der Glanz solchen Sohns strahlend selbst die Göttin verherrlichte?
Wer hat groß Heldenkraft funden, drei Welten [1] gar zur Rettung gut;
Wer der gutes den Völkern thut, der Tugendhaften Zuflucht wer?
Und die allschön, wem naht Lokshmi [2] unter den Menschen sie allein,
12. Der dem in Feuer, Luft, Sonne waltenden Gott Upentro [3] gleicht? —

---

1) Drei Welten giebt es nach der indischen Lehre; eine der Wahrheit, eine des Glanzes oder des Scheins, und eine der Finsterniß.

2) Lokshmi, die schönste, lieblichste, seeligste der Göttinnen; sonst auch Sri genannt, Gemahlin des Vishnu.

3) Upentro, nach dem Omorocoscha ein Beinahme des Vishnu. Es waren in der Mitte dieses Verses zwei Sylben unleserlich. Ich habe nach der Wahrscheinlichkeit übersetzt, daß die erste Hälfte des Verses noch ein Prädikat von Upentro bildet.

Solches begehr' ich zu hören in Wahrheit,
Narodo, von dir!
Gott und Weiser, wohl kannst du ja selbst belehren den kundgen Mann.

Als dieß, der die drei Zeiten kennt, Narodo
hört, Valmîki's Wort,
16. „Merk' auf!" also ihn anrufend, spricht er dann
zu dem Heiligen:

Narodo.

O wohl schwer mag man die finden, die dein Lob
preißt, die Tugend all;
Einmal auf dieser Erdwelt hier wird Vollkommenheit schwer erlangt.
Seh ich doch selbst bei den Göttern keinen, der
solches Ziel erreicht;
20. Hör' denn, wer solcher Tugend voll, wie ein Mond
vor den Menschen strahlt.

Ikshvaku's 4) Stamm hat ihn gezeugt, Ramo
heißt er, der Tugend übt;
Mit jenen und noch weit größern Gaben begabt,
der herrlich glänzt.

---

4) Ikshvaku, einer der königlichen Ahnherren des Stamms der Sonnenkinder; Sohn des Vivosvan, der ein Sohn des Suryo, des Sonnengottes ist.

In sich selbst herrschend, großmüthig, würdevoll,
strahlenreich und stark,
24. Weisheitsvoll, auch der Pflicht stets treu, siegreich,
der jeden Feind bezwingt.
Der großgliedrig und starkarmicht Konvugri-
vo'n [5]) getödtet hat,
Der starkmuthig und mächtger Kraft Gudor-
jonu [5]) den Feind bezwang.
Deß Arm zum Knie hängt, hoch von Haupt, er
der stark, wahrer Tugend reich,
28. Gleichmüthig, schöngegliedert ist, herrlicher Farb'
und würdevoll,
Deß Auge groß, von mächtger Brust, Günstling
des Glücks und schön zu sehn,
Wohl das Recht kennend, wahr strebend, seines
Zorns Meister, Herr des Sinns.
Der Weisheit tiefgedacht besitzt, rein, mit Hel-
dengewalt begabt,
32. Schutz und Retter des Weltenalls, Gründer,
Erhalter auch des Rechts;
Alle Glieder der Schrift [6]) wissend, aller Bücher
wohl kundig auch,
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, tugendreich,
der im Glanze strahlt;

---

5) Die beiden genannten ohne Zweifel einige von den vielen Riesen und wilden Kriegern, die Ramo besiegt hat.

6) Alle Theile oder Glieder des Vedo.

Allen Menschen beliebt, bieder, von Geist heiter
und hochgelehrt,
36. Stets die Guten sich nach ziehend, wie zum Meer
eilt der Ströme Lauf.
Er der wahr, gleich und gleichmüthig, der einzig
und hold von Ansehn ist,
Ramo stehend am Tugendziel, Kausolya's
Lieb' und hohe Lust;
Freigebig wie das Weltmeer ist, standhaft gleich
wie der Himovan,[7]
40. Vishnu'n ähnlich an Heldenkraft, standhaft so
wie der Berge Herr;[8]
Zornflammend wie das Weltfeuer und im Dulden
der Erde gleich,
Spendend wie der Reichthumsgott, Zufluchtsort
dessen was wahr und recht.

Ehe wir den Narodo, der nun zur Geschichte Ramo's übergeht, weiter anhören, wollen wir erst in kurzem erwähnen, was dem Zeitpunkt, wo Narodo's Erzählung anhebt, voranging.

Ramo's Erscheinung wird nach der indischen Sage als die siebente Menschwerdung des

---

7) Die indischen Alpen im Norden.

8) Beinahme des Sivo.

Vishnu betrachtet. Sie ward durch die Klagen veranlaßt, welche vor dem Brohma kamen, über die Unthaten des Riesen Ravono, Königs zu Lonka und seiner Genossen, die sogar den Indro bekriegten. Um ihn zu bekämpfen, entschließt sich Vishnu, menschliche Gestalt anzunehmen, als Sohn des Doshorotho, Königs von Oyōdhya.

Doshorotho hat von drei Gemahlinnen vier Söhne; von der Kausolya den Ramo, von der Koika den Bhoroto und von einer dritten, deren Nahme verschiedentlich angegeben wird, noch den Lokshmoño, den Freund und Begleiter des Ramo, und einen vierten, der Bhorots Begleiter war. Doshoroth will den erstgebohrnen Ramo feierlich zum Erben erklären und einsetzen. Aber Koika, die ihrem Gemahl große Dienste erzeigt hatte, benutzt sein ihr deshalb gegebnes Versprechen, jede Bitte zu erfüllen, die sie an ihn thun würde. Sie begehrt, daß Ramo auf zwölf Jahre verbannt, Bhorot aber an seiner Stelle zum Erben erklärt werde.

Hier beginnt Narodo's Erzählung, die zugleich eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts ist. Damit die Menge der Nahmen

und in engen Raum zusammengehäuften historischen Anspielungen die Aufmerksamkeit nicht zu sehr verwirren, setzen wir den Hauptfaden der Geschichte voran, mit Weglassung aller Nebenumstände.

Ramo geht in den Wald, wohin ihm sein treuer Bruder Lokshmoño und seine geliebte Sita folgt. Der alte Doshorotho stirbt vor Gram; nach seinem Tode wird Bhoroto der einmal gemachten Anordnung des Vaters gemäß zum Königthum berufen. Er will es aber nicht annehmen, sondern geht in den Wald zu Ramo und bietet diesem das Reich an. Ramo verweigert es und bewegt den Bhorot zurückzukehren, der dann die Regierung antritt und zu Nondigramo seinen Hof hält.

Ramo irrt ferner in der Wildniß umher und fängt nun an die Riesen zu bekämpfen, wozu ihm Indro's Waffen verliehen werden. Er tödtet viele derselben; Ravono, der Riesenkönig zu Lonka, geräth darüber in Zorn und sinnt auf Rache. Durch List entführt er die schöne Sita, Ramo's Geliebte; wobei er den wunderbaren Geier, den Wächter in Ramo's

Behausung, tödtet. Als Ramo den Leichnam desselben bestattet und verbrennt, läßt sich eine weissagende Stimme aus der Flamme vernehmen, die dem Ramo angiebt, was er nun ferner zu thun habe.

Er verbündet sich jetzt mit den beiden wunderbaren Waldmenschen oder Affenhelden, Honuman und Sugrīvo. Er tödtet durch Sugrīvo's Rath unterstützt einen der Hauptgegner und furchtbarsten Riesen, den Vali. Honuman schwimmt durchs Meer nach der Insel Lonka, befreit Sita, tödtet viele Riesen und verbrennt die Stadt Lonka. Dann geht er zum Ramo und bringt ihm die frohe Botschaft. Ramo geht an den Strand des Meeres; Somudro d. i. der Oceanus giebt ihm selbst die Mittel an, die bekannte wunderbare Brücke nach der Insel Lonka übers Meer zu schlagen. Er tödtet den Ravono und findet seine geliebte Sita wieder, hegt aber ein Mistrauen, ob sie ihm auch die Treue bewahrt habe. Sita beweißt ihre Unschuld durch die Feuerprobe. Alle Götter sind hoch erfreut darob und er eilt nun nach Non-

digramo, wo die Brüder dann vereinigt herrschen, und ferner in Freude und Herrlichkeit leben.

Es folgt eine kurze Schilderung von der goldenen Zeit, welche die Menschen unter Ramo's Herrschaft jetzt verleben, und eine Weissagung wie lang dieselbe noch dauern wird.

Was die vielen andern Nahmen von Helden betrifft, die ausserdem noch in der Erzählung vorkommen, so begnüge man sich zu wissen, ob es Freunde und Bundsgenossen des Ramo, oder Gegner und Feinde desselben sind, welches allemal aus dem Zusammenhange klar ist [9]).

Narodo fährt also in seiner Rede fort:

Nun diesen tugendbegabten, Ramo, den wahrhaft wandelnden

44. Trefflichen Erstgebohrenen, Doshorotho's geliebten Sohn,

---

9) Ich habe überhaupt dieses Werk nicht durch Erklärung solcher Nahmen und Dinge anschwellen wollen, die schon in andern Büchern erklärt worden sind. Denen aber, welchen die indische Litteratur und Mythologie noch fremd ist, empfehle ich zum Nachschlagen Maiers mythologisches Wörterbuch, wo das bis jetzt bekannte mit Sorgfalt gesammelt und mit Klarheit dargestellt ist.

Seines Volks hochbegünstigten durch angebohrner Anmuth Kraft,
Wollt' als Erbherrn zum Königthum erhöhn der herrlich strahlende.
Doch dieser Weihe Fest sehend, bat die dem Koiki=stamm entsproß,
48. Erster Bitte Geschenk nutzend, diese Bitte vom Könige:
Daß Ramo gleich verbannt werde, Bhoroto dann erhoben sei.
Der König um des Worts Wahrheit, von des Rechts Bande fest umstrickt,
Verbannte selbst seinen Ramo, Doshoroth den geliebten Sohn.

52. Jener ging nun der Held waldwärts, die Gelobung erfüllend gleich,
Was seines Vaters Befehlswort, wie es der Koika Haß bewirkt.
Nach wandert da dem wandernden Lokshmoño, nach ihm eilet er,
Aus Liebe, der bescheidnen Sinns wohl ein Freund, Freudengeber war;
56. Bruder war er des Bruders Lust, bewährend edlen Bruderbund.
Auch das geliebte Weib Ramo's, stets geachtet dem Leben gleich,

Die von Jonoko's Geschlecht stammt, Maya [10])
der Göttin gleich an Werth;
Jeglicher Zierde reichbegabt, der Fraun Erste
an frommem Sinn,
60. Schön und jugendlich blühend sie, sittsam wan-
delnd der Pflicht gemäß;
Sita auch war gefolgt Ramo'n, wie Rohi-
nī's Gestirn [11]) dem Mond.

Ihn begleitet des Volks Menge, auch Doshoroth
der Vater weit;
Bei Sringover am Rand Gonga's trennt
er von seinem Sohne sich.
64. Zu Guho geht der gerechte, Nishado's [12])
werthem Könige.
Mit Guho nun vereint Ramo, mit Lokshmo-
ño, mit Sita auch,
Nach Gonga's Lauf, in Freud' allstets, hin zum
Walde da wandern sie.

---

10) Die göttliche Täuschung, woraus die Welt der Erscheinung entspringt. Man könnte es auch ohne Personification geben: „einer Göttererscheinung gleich."

11) Eine weibliche Sterngöttin, die der Mond liebt, in dessen Nähe sie immer weilt.

12) Ob Nishado ein Volk oder einen Ort bezeichne, ist aus der Form des Wortes nishad'adhipotin nicht klar.

So von Walde zu Wald gelangt, den Strom
durchschreitend mächtger Fluth
68. Folgend Bhorodvojo's[13]) Geheiß, gehn sie auf
Chittrokudo's Berg.
Frohe Sitze hier gleich gemacht vom frohsinnigen
Lokshmoño,
Wohnt da mit Sita zugleich dann Ramo, der
hochgeliebte Mann;
Göttlich nach der Gondhorven[14]) Art siedeln
die nun allda mit Lust.
72. Als die drei auf dem Chittrokud seelig vereinet,
glänzt der so
Wie erstiegen der Berg Meru vom Voisrivon
und Shonkor[15]) einst.

Da nun Ramo auf dem Berg war, Schmerzge-
quält um den Sohn der Fürst
Ging er auf, König Doshoroth, zum Himmel,
klagend noch den Sohn.
76. Nach dessen Hingang Bhoroto, durch der Priester
Vosishto's[16]) Wahl

---

13) Einer der großen Rishi's, oder heiligen Altväter der Urwelt.

14) Die Gondhorven sind die guten und seeligen Luftgeister, Genien der Musik.

15) Beinahme des Sivo. Die Ersteigung des Berges Meru ist eine seiner berühmtesten Thaten.

16) Einer der großen Rishi's, nach dieser Sage Haupt der Priester im Königreiche Oyodhya.

Berufen gleich zum Königthum, will nicht König
sein, groß gesinnt.
Zu dem Wald ging er der Held fort, Ramo's
Fuß zu verehren wohl,
Eilend ging er zum Ramo hin, zeigend wie er
bescheidnen Sinns.
80. Als Bhoroto, der großmüthge, auch der Stadt
schnell enteilt nun war
Zum Bruder Ramo so bittend, offenbart er sein
hohes Herz:
„Ergreif das Reich, du Gerechter!" — Dieß das
Wort, so er Ramo sagt.
Anflehend ihn, als ers bedacht, will er das Reich
nicht, großgesinnt,
84. Zu deß Füßen Verzicht leistend [17]) wieder und
wieder auf das Reich,
So ließ den Bhoroto alsdann heimkehren er,
der älter war.
Der, als er nicht den Wunsch erreicht, des
Ramo Fuß [17]) ergriffen hat,

---

17) D. h. ihm verehrend zu Füßen fiel, wie v. 78. Es kann aber in diesen Versen vielleicht auch eine Anspielung auf den sonderbaren Umstand der Geschichte enthalten sein, der bei Roger vorkommt, S. 261. der deutschen Ausg.; daß nämlich, da Ramo den Thron nicht annehmen wollte, Bhoroto seine Schuhe von ihm begehrt habe, damit er denen dienen möge, bis Ramo wieder käme. Dem gemäß

Zu Nondigramo dann Hof hielt, Ramo's
Rückkunft noch wünschend stets.

88. Als gegangen nun Bhoroto war und der seelig, der Sinne Herr,
Ramo nochmals gesehn wieder von der Stadt und dem Volke war,
Hat nach der Rückkunft alsbald er gen Dondoka sich hingewandt,
Zum Wald dringend dem mächtgen, Ramo der lotosäugichte,

92. Erschlug den Riesen Viradho, kam Sorobhongo'n dort zu sehn,
Den Sutikschno und Ogostyo,[18]) Ogostyo's Bruder auch sodann.
Nun des Ogostyo Wort folgt' er, ergriff des Indro's [19]) Pfeilgeschoß,

---

wäre denn das paduke (cas. 7.) im Verse 84. und 86. zu erklären. Paduka wird in meinem Exemplar des Omorocosha im Bhukando, crepida ex corio erklärt. Da ich der ganzen Stelle in Rücksicht der Lesart nicht völlig sicher war, so habe ich es in der Uebersetzung unbestimmt gelassen.

18) Ein Brahmin der Vorzeit, der als Heiliger verehrt wird.

19) Indro, als König der guten Geister, ist in dieser so wie in allen Menschwerdungen des Vishnu dessen treuer Bundsgenosse und Freund. Auch die Rishis stehen auf seiner Seite.

Schwerdt auch der herrlich beliebte, die Brust und Herz durchbohrenden.
96. In dem Wald nun, wo Ramo war, vereint mit Waldbewohnenden,
Kamen all zu ihm die Heiligen, [19]) auf Tod sinnend der Riesenbrut,
Als die herrlichen Altväter Dondoka's Wald bewohneten.
Ihrem Bruder allda vereint, wohnte in Jonosthano auch
100. Misgestaltet Shmūryonoka, Riesin in Liebeswuth entbrannt.
Als auf Shmūryonoka's Rathschlag all herankam das Riesenvolk,
Hat den Khoro und Dūshono, den dreiköpfichten Riesen da,
Wohl bezwungen im Kampf Ramo, er allein all das Riesenvolk;
104. Nächst jenen all ihr Kriegsherr auch, vierzehntausend wohl an der Zahl.

Als der Riese die Schlacht vernahm, deß Lob drei Welten schon gehört,
Hohen Ruhms, Ravono hieß er, schöngestaltet und mächtger Kraft,
Riesenkönig und starker Held; Ravono, hohen Zorns entbrannt,

108. Berufte sich zum Kampfhelfer er den Riesen
Marīcho dann.
Oft gewarnt ward noch Ravono vom Marīcho,
der zu ihm sprach:
„O nicht Zorn wider den mächtgen, Geduld,
Ravono, hege du!“ —
Vernommen hat wohl die Rede Ravono, aber
todbestimmt
112. So ging er mit Marīcho nun nach des Ramo
Behausung hin.
Als die Truglist [20]) von dem weit erst des Königs
Söhne hat entfernt,
Ravono da hineindringend, ergriff die Götter-
kindern gleicht,
Ramo's geliebtes Weib Sita, tödtend den
Geier Joyoyush.
116. Als den Geier getödtet sah, das wohl treffliche
Weib geraubt,
Roghu's Sohn, von dem Schmerz betäubt weinen
begann er, Sinns beraubt;

---

20) Die List war folgende. Er verwandelte einen der Seinigen in einen schönen goldnen Hirsch, und machte daß Sita ihn erblicken mußte. Sie ward lüstern danach und bat den Ramo, daß er ihn fangen möchte. Die Brüder jagten ihm nach, aber der Hirsch entfloh. Während sie entfernt waren, trat Ravono in der Gestalt eines büßenden Sonnyosi zur Sita und begehrte Almosen von ihr, wo er sie dann mit Gewalt ergriff und nach Lonka führte.

Hat verbrannt dann zu Kakutstho den Geier
Joyoyusho drauf,
Kobondho'n [21]) dann erblickt furchtbar, Donu's Sohn, den gewaltigen.
120. Den im Grimm dieses Zorns wüthend, den
Kobondho den schrecklichen
Erschlug er, verbrannt ihn im Graß, [21]) da ward
ein Wunderwesen draus,
Und sprach also den Ramo an: „Zur Shovorī, [22]) die tugendsam;
„Zur Shovorī, der heiligen, dahin geh, du
von Roghu's Stamm!" —

124. Deß Worten ist gefolgt Ramo; schuldlos mit
Lokshmoño zugleich
Ging er hin, der so hoch strahlte, zur Shovorī,
der Siegerheld.
Und geehrt hoch von Shovorī, Ramo,
Doshoroths eigner Sohn,
Kam zusammen am Rand Gonga's er mit dem
Waldmann Honuman,

---

21) Unstreitig einer seiner Feinde, den er im Unmuth mit in die Flamme des Scheiterhaufens warf, der aus dürrem Kraut und Graß errichtet war.

22) Welchen Theil diese an der Geschichte habe, ist aus dem Zusammenhange nicht klar und mir auch sonst nicht bekannt.

128. Kam des Honuman Rath folgend mit Su-
grīvo zusammen auch.
Dem Sugrīvo hat dieß alles Ramo's Affe
sodann erzählt,
Wie von Anfang es war geschehn, auch Sita's
hohe Tugenden.
Sugrīvo, da er dieß alles gehört, Ramo's
Geschick und Art,
132. Da macht er Freundschaft mit Ramo, hat beim
Feuer gelobt den Bund. 23)

Darauf vom König der Affen ward im Gespräch,
vom schrecklichen,
Kund ganz all das gethan Ramo'n, mit Demuth
und mit Trauer auch.
Abrede mit dem Raghiden schloß er sodann
zu Vali's Tod.
136. Der Affe drauf verkündete Vali's Kraft, des
gewaltigen;
Für den Ramo um Vali's Kraft war Sugrīvo
von Furcht erfüllt.
Liebevoll für den Raghiden hat ihm Sugrīvo
da gezeigt
Dundubhi's mächtigen Körper, der groß wie
ein Gebirge war. 24)

23) Ein heiliger Gebrauch, das Bündniß desto mehr zu bekräf-
tigen.

24) Das folgende geschieht vom Sugrivo wohl, um den Ramo

140. Fußstoßend Dundubhi's Körper warf er wohl hundert Meilen weit,
Höhlt mit dem Pfeil der See'n sieben dann zu Onotoporvon aus.
Der Berg Rosatolon wurde der Freundschaft Stätt' und Heimath da.
Und nun faßte zu deß Freundschaft ein Vertrauen der Affenfürst,
144. Sugrīvo, der herrliche Waldmensch, reicht an der höchsten Freude Ziel.

Als mit dem Affenkönig nun Bündniß gemacht der starke Held,
Da entstand Lieb' und Neigung auch eines zum andern diesen zween.
Als den Bundseid sodann vollbracht der Mannes- und der Affenfürst,
148. Ging mit dem Ramo er zugleich nach Kishkindha der Heimath hin.
Alsbald rief Hori, [25]) den großen, Sugrīvo's Donnerstimme an,
Auf den Ruf, der so mächtig scholl, kam denn Hori, der König, gleich.

---

zu prüfen, ob er auch stark genug sei, den Vali zu besiegen.

25) Beinahme des Vishnu, der um Beistand gegen den übermächtigen Riesen herbeigerufen wird.

Wohl nachfolgend darauf dem Ruf,[26]) kam er zu
dem Sugrīvo hin.

152. Und es tödtete Ramo jetzt Vali'n mit einem
einzgen Pfeil.
Als auf Sugrīvo's Geheiß nun Vali erschlagen
war im Kampf,
Da gab dieß Königreich Ramo, übertrug es
Sugrīvo'n ganz;
Der dann die Affen all sammelnd, er der Herr-
scher der Affen war,

156. Hat festgestellt des Reichs Ordnung, Jonoko's
Kind[27]) zu sehn gewillt.

Des Geiers Rath befolgend nun, ging Honu-
man der Aff' hervor,
Hundert Meilen wohl weit schwimmend, fuhr er
kühn durch der Fische Reich.
Darauf ankommend zu Lonka, der vom Ravon
erbauten Stadt,

160. Erblickt er Sita trauervoll wandeln dort in
Oshōko's Hain,
Machte kund ihr die Botschaft gleich, machte kund
ihr die Rückkehr auch,

---

26) In diesem Vers war die Lesart ganz verworren; ich habe unbestimmt und nach dem Zusammenhange übersetzt.

27) Sita.

Empfing die Gegenbotschaft dann, tödtend des Südens Riesenvolk.
Fünf der Heersführer erschlug er, Trisuta'n dann zum siebenten, [28]
164. Den jungen Okshon zerstückend, dann auf Grohono stürzt' er hin,
Der mit dem Schwerdt sich selbst frei macht, als er des Ahnen Mörder sah.
Zürnend dem Riesenvolk der Held, hat ers vollbracht nach seinem Wunsch.
Nun anzündend die Stadt Lonka, wieder auch sah er Moithila, [29]
168. Hat er da seines Leibs gepflegt, kehrte heim dann der Affen Fürst.

Der nun kommend zum großmüthgen, hat den Ramo zuerst begrüßt,
Verkündete gleich ihm sodann: „Gefunden hab' ich Sita nun!" —
Sugrīvo'n nahm er mit sich drauf und ging hin zu des Meeres Strand,
172. Das Weltmeer höhlt' er alsbald aus durch sonnengleicher Pfeile Kraft

---

28) Vielleicht wird Okšho als der sechste gezählt, da Grohono nicht von ihm getödtet wird, sondern sich selbst umbringt.

29) Auch dieser Nahme ist mir unbekannt.

Durch die That zeigend, daß selber das Weltmeer
Ramo'n dienend sei
Somudro's [30]) Rath sodann folgend, hat er
dort Nolo's Brück' erbaut,
Ging dann auf der zur Stadt Lonka, erschlug
den Riesenkönig dort.
176. Ramo, als Sita gefunden, ward der höchsten
Beschämung voll.
Der nun sagte darauf Ramo vor den Menschen
da Schmähungen;
Darob dann unwillig Sita bestieg die Flamme
treugesinnt. [31])
Als durch des Feuers Zeugniß nun kund ward,
daß Sita schuldlos war,
180. War erfreut ob der großen That das Weltall,
was da geht und steht,
Zusamt allen den Altvätern, Ramo des hochge-
sinnten That.
Der nun setzt denn zu Lonka ein jenen Riesen
Vibhīshono. [32])

---

30) Das personificirte Weltmeer, der Gott Oceanus.

31) Sie reinigt sich von dem Verdacht der Untreue durch die Feuerprobe.

32) Ein Bruder des Ravono, der aber diesen gewarnt und ermahnt hatte, dem Ramo, der ein Gott sei, die entführte Gemahlin wiederzugeben, und der, als Ravono seiner Warnung kein Gehör gab, auf die Seite des Ramo übertrat.

Als dieß vollbracht, sodann Ramo, frei von
Schmerzen erfreut er sich,
184. Durch die Götter Wunsches gewährt, fort nun
sandt' er die Affen all.
Solcher That freuten die Götter sich, all die kamen
zu Indro's Burg,
Auch die heiligen Altväter, die verehrt der
Raghide nun,
Ward von den hochzufriedenen, all den Gotthei-
ten, hochgeehrt.
188. Da dieß vollbracht, sodann Ramo naht der
Wonn' und der Freude sich,
Durch die Götter gewährt Wunsches, da er
Sita gefunden hat,
Schwang auf den Blumenwagen [33]) sich, nach
Nondigramo kam er dann.
Nondigramo, da wohnte nun mit den Brüdern
des Roghu Sohn,
192. Ramo, der Sita gefunden, auch erlangt hat
das Königthum,
Opfert nach mannichfaltigem Brauch, erschlug
den Lokokondoko,
Freuend der schönen Sita sich, [34]) seelig mit der
Freundin vereint.

---

33) Pushpokon, nach dem Omorocosha ein wunderbarer Götterwagen des Kuvero; currus ex floribus.

34) Sitoya romoya — — reme; eine von den vielen Stellen, wo die Verwandtschaft der gebrauchten Worte mit

Vatergleich sorgend führt er nun jener glücklichen Völker Schaar
196. Oyodhya's seeliger Herrscher, König Doshoroths eigner Sohn.

Freudig ist nun die Welt, seelig, zufrieden, stark, dem Rechte treu,
In Lust und frei von Schmerz ruhend, so von Haß als von Sehnsucht fern.
Des Sohnes Sterben sieht keiner dieser glücklichen Menschen je,
200. Die Frauen, so im Wittwenstand, sind den Gemahl zu ehren froh.
Kein Lufterzeugtes Schreckniß giebts, keine Fluth tilgt die Lebenden,
Kein Feurerzeugtes Schreckniß giebts, wie in der goldnen Zeit so hier.
Wittwen nicht giebts in seinem Reich, nichts herrenloses, Thoren nicht,
204. Unglücklich, elend ist keiner, noch durch Krankheit ein Mensch gequält.
Rosse hundertmal opfert er, des Goldes Fülle noch dabei,
Und Kühe hundert Tausende, unzählge wird er geben noch.

---

dem Namen des Helden Ramo, der von derselben Wurzel stammt, einen neuen Reiz giebt.

Viel Jahre wird sein Königreich Ramo ferner
verwalten noch,
208. Die vier Stände der Erdwelt hier nach Recht
fest gründen jeglichen.
Wenn nach zehntausend Jahren einst, dazu zehn-
hundert Jahre noch
Ramo sein Reich verlassen hat, wird er aufgehn
zu Vishnu's Welt.

Der ist der tugendvollkommne, Gesetzgeber, be-
glückt im Sieg,
212. Nach dem Du fragtest, Valmīki! Ramo ist
der vollkommne Mann.

Als Narodo'n gehört hatte Valmīki, also
sprach er da:
Die Tugend Heilger! machst du klar, die der
Sterbliche schwer ergreift.
Der mit der Tugend all begabt, Ramo zu dem
hinschreit' ich gleich. 35)

---

35) In der ersten Hälfte des Verses 215. ist mir die Lesart dunkel. Der Sinn und Zusammenhang des Ganzen ist jedoch klar. Der 216te Vers gehört unstreitig noch zu dem, was Valmiki sagt. Der fernere Schluß ist wieder ein Spruch zum Lobe des Gedichtes selbst.

216. Ob der unsterblichen Kunde, die des Ruhms
Heldenkraft vermehrt.

Wer diese Thaten Ramo's lies't, der wird all
seiner Sünden frei;
Mit Sohn, Enkel, den Seinen all, wird der
Mann frei von Unglück sein.
Wer den Ramayon auch hörend nur bis zu Ende
ganz vernahm,
220. Wer da lies't bis zur Mitte nur mit Andacht
glaubensvoll dieß Buch.
Es fruchtet dem Wiedergebohrnen [36]) Weisheit, den
Edlen mit herrlicher Herrschaft lohnend;
Dem Kaufmann soll reinsten Gewinn es bringen, und
hörts ein Knecht gar, wird auch der veredelt.

Brohma's Besuch.

Der Inhalt dieses Stücks ist folgender. Valmiki bereitet sich durch fromme Reinigungen

---

36) Dvijo, der zwiefach — einmal natürlich, das andremal geistig — gebohrne; gewöhnliche Bezeichnung des Brahminen. Nach der Verschiedenheit der vier Stände ist auch der Lohn verschieden, der dem Leser des Ramayon verheißen wird.

in der Einsamkeit des Waldes zu seinem großen Werke vor. Er sieht zwei Liebende; der Geliebte wird von einem wilden Krieger erschlagen. Die Trauer der Zurückgelassenen erregt Valmīki's Mitgefühl, und da er in Nachdenken darüber versinkt, ist der Ausbruch seiner Klage ein metrischer Spruch. Mit Erstaunen wird er es gewahr und theilt seinem geliebten Schüler die gemachte Entdeckung mit. Brohma erscheint ihm, freut sich über einen neuen Beweis, den Valmīki von der so eben entdeckten Verskunst ablegt, und fodert ihn abermals auf, das große Werk des Ramayon zu beginnen. Zum Schluß preisen die Lehrlinge noch die Erfindung des indischen Versmaaßes oder der Shlōken.

Der Tod des Krauncho wird nur ganz im Vorbeigehn berührt, und ich habe auch weiter nichts darüber gefunden. Merkwürdig ist es, daß in diesem Mythus vom Ursprunge der Dichtkunst alle Wunder der riesenhaften Vorwelt als schon vorhanden und geschichtlich gegeben betrachtet, Metrum und Poesie aber aus der sanften Stimmung des Mitgefühls hergeleitet werden.

Als von Narodo die Rede gehört hatte, der
herrlich sprach,
Valmīki samt dem Lehrling auch, hohes Staunen ergriff sie da.
In Gedanken nun bringt Ramo'n Ehre der
hohe Seher dar.
4. Sodann zusamt dem Schüler auch gleicher Weise
der Seher Fürst
Ehre darbracht' er frommdenkend Altvater Narodo'n darauf.
Als von ihm war verehrt worden Altvater Narodo darauf,
Deß Fragen gegenbelehrend, ging er auf zu der
Himmelsburg
8. Jener, gleich als gegangen Narodo war zur
Götterwelt,
Nach Tomosa's Gestad ging er, Valmīki
aller Seher Haupt.
Als das Gestad' erreicht hatte der große Seher
Tomosa's,
Sprach zum Schüler er neben sich, den Ort sehend
von Flecken rein.

12. Frei von Flecken hier dieß Asyl, deß Stifter
Bharodvajo war,
Ganz rein ists, wohl gelegen auch, wie der Rechtschaffnen Urtheil ist;

Dieß Heiligthum, das Gleichmuth wirkt, ist auch heilsamer Wasser reich.
Hier will vollziehn das heilge Bad ich in Tomosa's Fluthen nun.
Bring das Gewand von Baumrinde [1]) schnell hieher aus der Hütte mir.
Daß nicht lang dauernd die Zeit sei, darauf denke, mein edler Freund!
An Tomosa's geweihtem Ort hier will vollziehn ich das heilge Bad.
Dieses mein Wort vernehmend wollst du hingehn in schneller Eil!

Nach des Meisters Geheiß eilends kam zurück aus der Hütte der,
Hertragend ihm das Baumgewand, seinem Meister da zeigte ers.
Als nun in der Hand darbrachte, hin der Schüler ihm reicht das Kleid,
Er in der Fluth das Bad vollbracht, den Betkranz abgebetet fromm,
Nach dem Gebrauch versöhnt auch hat sprengend der heilgen Ahnen Geist,
Da durchwandelt umherschauend er nun Tomosa's ganzen Wald.

---

1) Die gewöhnliche Tracht der Einsiedler.

Als am Gestade Tomosa's solcher nun sorglos wandelte,
Erblickt er dort der Kraunchiden liebend Paar, froh und hold zu sehn.
28. Von diesem Paare nun Einen, weil der andre es kommend sah,
Erschlug unerbittlich mordend Nishado[2]) vor dem Seher dort.
Als wundenvoll im Blut wälzen den Geliebten am Boden sah
Kraunchī, klagt, jammert voll Schreck sie und gebehrdet sich kläglich wohl.
32. Als nun den da erschlagen sah von Nishad' in Ondojon's Hain
Samt dem Lehrling der Einsiedler, da ergriff ein Erbarmen ihn.
Sodann darstellend sein Mitleid, begann er so und sprach dieß Wort:

„O weh, daß von dem grausamen Nishado, der so arm an Geist,

---

2) Nishado wird in meinem Exemplar des Omorocosha im Bhukando erklärt als ein Mensch von der verwildertsten und verachtetsten Gattung, die sich von Fleisch nähren u. s. w. homo ferox, carnis vorax; heißt also vielleicht nur ein Wilder überhaupt, ist kein Nahme, oder wenigstens ein durchaus bedeutender, wie so viele indische.

36. Diese unrühmliche That hier, der Welt Abscheu,
geschehn mußte!“

Mit Seufzen klagend die Kraunchî, die dort
weinende, sang er dieß:

„Wohl nicht lang lebst du, Nishado! noch er-
reichst hohe Jahre du,
Weil aus dem Kraunch-Paar Einen von Liebe
trunken du erschlugst.“

40. Als er gesagt hatte dieß Wort, ward tief denkend
danach er gleich.
„In dem Schmerz dieses Leidgefühls, was war
dieß was mir da entfuhr?“ —
Ein Weilchen nun daran denkend, laut dann
sagend den Klagespruch,
Spricht zum Schüler, der bei ihm stand, Bha-
radvajo'n er dieses Wort:

44. „Weil gegliedert in vier Füßen, den Spruch
vollzähliger Sylbenzahl,
Ich im Leid klagend jetzt aussprach, drum wird
Lied [3]) dieß von nun an sein.

---

3) Das Wortspiel zwischen Shoko und Shloko habe ich durch das deutsche Leid und Lied auszudrücken gesucht.

Als dieses Wort der Lehrling hört, des Einsiedlers
vollkommnen Spruch,
Da stimmt er bei, es annehmend und zeigt wie
er den Meister liebt.
48. Zusammen dann im Gespräch redend, er und auch
der sein Lehrling war,
Dem Fall nachdenkend, heim kehrten zu der ein-
samen Hütte sie.
Dem noch folgte demüthgen Sinns, Bharod-
vajo dem Seherhaupt,
Den angefüllten Krug tragend, schritt er hinter
dem Seherfürst.
52. Da nun ankam in der Hütte mit dem Lehrling
der weise Mann,
Stieg auf den Sessel er, sank dann tief in Nach-
denken trauervoll.
Aber ankam zu der Hütt' itzt Brohma, Ahnherr
der Welt und Haupt,
Selbst lebend durch sich selbst, seelig, zu schaun
den hohen Heiligen.
56. Valmīki als er den erblickt, schnell erhebt er
sich ehrfurchtsvoll,
Anzubeten sich hinstellend, stand er da hohen
Staunens voll;
Drauf mit dem Sitz ihn bedienend, mit Fußwa-
schung und Sandelholz,
Dem Brauch gemäß ihn anbetend, begrüßt er
ihn mit ewgem Heil.

60. Als aufgestiegen nun der Gott war auf herrlichen Ehrenstuhl,
Valmīki'n da hieß er alsbald, sich selbst auch nehmen einen Sitz;
Der bestieg darauf solchen, der Welt Ahnherrn im Angesicht.
Als dieß so ging, da ward im Geist Valmīki's Denken hingewandt
64. Auf Kraunchī, die so schmerzvoll klagt, und er sang diesen Liedes Spruch
Wieder, mitleiderfüllt im Geist, der wohl Hülle des Leides war:

„Unthat that er, der schlimm gesinnt, grimmvoll, ganz ohne weisen Geist,
Daß den lieblich schönen Kraunchō er erschlug durch der Hölle Trieb!" —

68. Ihm nun sagte darauf Brohma, lächelt den hohen Seher an:
„Was war dieß was du, hochheilger! da sprachst klagend um Kraunchō's Tod?
Einen Spruch hast zum Lied ordnend in dem Klagworte du gesagt;
Seher! durch des Gesangs Göttin entsprang dieß, durch Sorosvotī.
72. Ramo's Leben und Thaten all mache du, hoher Heiliger!

Der rechtgesinnt und tugendvoll, Ramo vor allen tief von Geist,
Ramo's Kunde der Ordnung nach, wie sie dir sagte Narodo;
Was verborgen, was offen auch vom Schicksal dieses hohen Geists,
76. Ramo's selbst, der Gefährten dann, die Thaten all des Riesenvolks,
Von Voidehya die Kunde dann, enthülle in des Tages Glanz!
Dieß soll nun wohl bedacht alles, klar erkannt werden deinem Geist;
Der Frau Kunde, des Reichs Schicksal, samt König Dosharoth zumal,
80. Was gethan, was gesagt worden, was Zweck war, was erfolgte drauf.
Noch soll irgend da Fehlrede im Gedicht dir zu finden sein.
Ramo's göttlich Gedicht bilde, wo des Lieds Maaß das Herz erfreut!
So lang stehn wird der Berge Haupt und auf Erden der Flüsse Lauf,
84. So lang wird der Ramayon auch weit hinwandeln die Welten durch.
So lang als des Ramayons Lied wird hinwandeln die Welten durch,
So lang sollen dir, hoch und tief, Sitz geben meine Welten all."

Als dieß Brohma der Gott gesagt, da entzog
er sich ihm und schwand;
88. Valmīki nun mit dem Lehrling wurde hohen
Erstaunens voll.
Dessen Lehrlinge denn allsamt, den Spruch sangen, der also heißt,
Mit lauter Stimme voll Freude riefen sie, oft
erstaunend, aus:

„Im Spruch, der gleichen Maaßes vier Füße faßt,
den der hohe Geist
92. Sagte bebend dem Mordschreckniß, ward aus Leid
Lied, entsprang das Maaß.“ —

Dessen Kunst nun entstand damals durch Valmīki,
den Denkenden:
„Ganz will von Ramo das Lied ich bilden in
solcher Gesanges-Art.“ —
Recht, Lieb' und Gutes einend Lied, das so reich
wechselt, viel umfaßt
96. Dem Perlentragenden Meer gleich, den Saft
haltend der Schriftenwelt. 4)
In Füßen kunstreicher Bedeutung, wonnevoll, das
Lobgedicht bildete drauf von Ramo der,

---

4) Alle Blüthe der heiligen Schriften in sich vereinigend.

Die Füße des Spruchs wägend im Maaß vom Ruhmes
Held ein Ruhmes Lied, dichtend der
Seher Geistes voll. 5)

---

5) Dieses sind die beiden ersten Sorgos des Adikando oder ersten Buchs, deren der Ramayon sieben enthält. Die folgenden sechs sind: der Oyodhyakando, von dem Königreich dieses Nahmens; der Aronyokando von Aronyo der Wald, also vermuthlich die Begebenheiten während der Verbannung in der Wildniß; der Kishkindhokando, von dem Ort, wo er mit den Affen zusammenkommt; der Sundorokando, von der Schönheit so benahmt, vielleicht wegen Sita; der Yuddhokando, von yuddho Krieg; und endlich der Uttorokando, oder das letzte Buch.

II.

Indische Kosmogonie aus dem ersten Buche der Gesetze des Monu.

In dem wunderbaren Buche der Gesetze des Monu, dem ältesten indischen, das wir bis jetzt vollständig kennen, könnte man den Styl und Ton mehrer Werke des Alterthums vereinigt finden. Ueberall, wo der Inhalt auf die Sitten geht, wird man an die sinnreiche Einfalt und alterthümliche Seltsamkeit des Hesiodus erinnert; die kosmogonischen und philosophischen Stellen haben einen Schwung, ähnlich dem des Lucretius, oder dem seines Vorbildes, des Empedokles; und oft findet sich hier eine Erhabenheit von noch ernsterm und strengerm Charakter, der den Jones zur

Vergleichung mit der mosaischen Urkunde veranlaßt. Auch in der Sprache ist die Alterthümlichkeit und der Unterschied von der des Mohabharot sehr merklich.

Wir erinnern zuvor, daß in Jones Uebersetzung alles, was mit andern Lettern gedruckt ist, Scholien sind, die es wohl besser gewesen wäre, nicht in den Text selbst aufzunehmen. Aber auch ausserdem ist Jones Uebersetzung zuweilen erklärend und schärfer bestimmt als die Urschrift. Denn so metaphysisch die Sprache derselben schon durchgehends ist, so ist doch oft eine kühne Bildlichkeit unter die abstraktesten Begriffe gemischt, und wenn in einigen Stellen die Entwicklung ganz deutlich und klar ist, so herrscht doch in andern wieder eine fast räthselhafte Kürze und Abgerissenheit. Ich habe mich bemüht, alles grade so unbestimmt ja so geheimnißvoll zu lassen, als es in der Urschrift war, um dem Leser den Eindruck derselben so rein als möglich wiederzugeben.

Es sind nur diejenigen Stellen aus dem ersten Buche hier ausgehoben, welche die Kosmogonie betreffen. Der Gang der Gedanken ist folgender. Im Anfang war alles Finsterniß; der Unbegreif-

liche, Selbstständige erschuf alles, es aus seinem eignen Wesen hervorziehend. Nun folgt das bekannte Bild vom Welt-Ei, das auch der ägyptischen Mythologie bekannt war. Dann folgt eine Dreiheit ganz geistiger Grundkräfte; aus dem unbegreiflichen Grund des selbstständigen Wesens ging zunächst der Geist hervor, aus diesem die Ichheit; Atmo, Mono, Ohonkaro. Alsdann folgen sieben Naturkräfte; die große Weltseele, die fünf Sinnlichkeiten oder Elemente und die Ausflüsse — Matra — des ursprünglichen Selbst, des Atmo. Zuletzt kommt die ganze Mannichfaltigkeit einzelner Wesen und entgegengesetzter Naturen, alle einem unabwendbaren Schicksale nach unerforschlicher Vorherbestimmung unterworfen.

Monu spricht.

Einst war dieß alles Finsterniß, unerkannt, unbezeichnet auch,
Unenthüllt noch, unerkennbar, als wie noch ganz in Schlaf versenkt.
Der seelig Selbständige drauf, der unenthüllt enthüllende,
Der Wesen Anfang, so stets wächst, wars der wirksam die Nacht zerstreut;

Der nie durch Sinne zu greifen, unsichtbar, unbegreiflich stets,
Ein Allwesen so undenkbar, der Er selber in Wahrheit ist.
Der nachdenkend aus eignem Leib schaffen wollend der Wesen viel,
Wasser erschuf er da zuerst, des Lichtes Saame ward erzeugt; 1)
Ein Ei war es wie Gold glänzend, leuchtend dem Tausendstrahler 2) gleich.
In dem lebte durch eigne Kraft Brohma, Ahnherr des Weltenalls.
In dem Ei saß nun ein Jahr lang nichts thuend jener Göttliche,
Selber dann durch des Geists Sinnen hat er das Ei entzwei getheilt.
Aus den getheilten Stücken dann bildete Erd' und Himmel er,
Mitten Luft und die acht Länder, der Wasser Haus, das ewige.

---

1) Das Verhältniß des Wassers, des Lichtsaamens und des Ei's ist nicht bestimmt angegeben. Man denke es sich etwa so: das Wasser ward zuerst hervorgebracht, in diesem erzeugte oder regte sich Lichtsaamen, der dann zu jenem glänzenden Ei zusammenschoß und sich gestaltete. Das Ei muß wohl als im Wasser schwimmend gedacht werden.

2) Ein Beinahme der Sonne.

Drauf hervor zog aus dem Selbst er den Geist,
der ist und nicht ist auch; 3)
Aus dem Geist dann der Ichheit Kraft, 4) so ein
Warner und König ist.
Die große Seele zuförderst, dreifacher Art 5) die
Wesen all,

---

3) monohsodosodatmokon. Jones übersetzt erklärend: mind existing substantially, though unperceived by sense. Da aber im Bhogovotgita jener selbe Ausdruck auch in dem Sinne vorkommt, daß das Höchste (wie nach der Neu-Platonischen Ansicht) ein über Sein und Nicht-Sein gleich erhabenes Wesen sei; so habe ich es in der ganz wörtlichen Uebersetzung unentschieden lassen wollen, ob dieser oder jener Sinn hier Statt finde.

4) Ohonkaro, die Ichheit hat in den indischen Schriften meistens eine üble Nebenbedeutung, als das der göttlichen Einheit und Gleichheit Entgegenstehende und Widerstrebende. Hier ist dieß aber noch nicht der Fall, wie man aus den Prädikaten — „der ein Warner nnd König ist" — ersieht. — Es ist wohl überhaupt das Princip der Individualität darunter zu verstehen, und es ist merkwürdig, daß Monu (nah verwandt mit Mono) sich selbst nachher als zweiten und untergeordneten Weltschöpfer nennt, der die ganze Mannichfaltigkeit der einzelnen Wesen hervorgebracht habe, nachdem Brohma zuvor die allgemeinen Grundkräfte der Natur erschaffen hatte.

5) Alle Wesen, die nach den drei Gun's der Welt der Wahrheit, des Scheins oder der Finsterniß angehören.

Die der Sinn faßt, die Eindrück' all, die fünf Sinne[6])
allmählig auch.
So nun dieser Gebild' zarte, der sechs Wesen gewaltger
Kraft,
Mit des Selbsts Ausfluß[7]) durchdringend, bildet
er alle Dinge dann.
Nun regen drauf die Beweger, die mächtgen, sich im
Wirken all,
Wird aus zartem Gebild des Geists allen Seins Grund,
der nie vergeht.
Von diesen sieben Kräften nun männlichen Wirkens
geht hervor,
Durch sterblichen Gebilds Ausfluß, aus dem Ewgen
Vergängliches.
Stets hat an sich des Ersten Art, ihm nachfolgend,
das andre stets;
So wie jeglichen Dings Stelle, also wird seine Art
gerühmt.

All der Dinge Benennungen, Thaten auch, sondernd
jegliches,

---

6) Die fünf Sinnlichkeiten; sowohl die Gegenstände un- Naturkräfte, welche die Eindrücke der Sinne hervorbrind gen und veranlassen, als diese Eindrücke selbst.

7) Atmomotrosu. Ob die Matra als Atome zu verstehen seien, ist eine wichtige Frage, aber wenigstens in Monu's Gesetzbuch nicht mit Gewißheit klar. S. die Abhandlung.

Wie in des Vedo Wort allerst sie bestimmt, sondernd
bildet' er.
Tugendübende Gottheiten schuf er, so der Lebendgen
Haupt;
Gerechter Geister reinen Stamm, auch das Opfer von
Ewigkeit.
Dann aus Luft, Feuer, Sonnenkraft, die Gottdreiheit,
die ewige
Milcht' er, des Opfers Vollendung, Rig, Yoju und
Sam [8]) genannt.
Die Zeiten, der Zeit Theilung, Sterne und Irrgestirne
auch;
Samt dem Meer Ströme, Berghöhen und Ebenen
und der Thäler Schlucht.
Andacht, Sprache und Lust schuf er, Liebe, des Zornes
Wuth demnächst,
Zum Dasein diese Geschlechter schaffen wollend und
diese Welt.
Um zu sondern die Thaten dann, hat er Unrecht von
Recht getrennt;
Unterwarf all die Geschlechter auch den Zweiheiten [9])
wie Freud' und Leid.

---

8) Die Nahmen der drei ältesten Veda's. Der vierte wird in alten Schriften nicht genannt und deshalb für spätern Ursprungs gehalten.

9) Den Gegensätzen, den streitenden Kräften und Eigenschaften.

Welcher Thätigkeit jeden nun hat der Schöpfer zuerst
vereint,
Dieser trachtet von selbst er nach, immer wie oft er
erschaffen wird.
Heil und Unheil, Härt' und Milde, Recht oder Unrecht,
Wahr und Falsch,
Was jedem er bestimmt schaffend, das wird jedem von
selbst zu Theil.
Gleich so wie stets des Jahrs Zeiten, wandelnd im
festbestimmten Maaß,
Selbst durchwandeln immer ihr Ziel, so auch die Thaten
irdsche Kraft.

Das folgende Stück handelt von dem Unglück des Daseins und von dem ewigen Kreislauf der Dinge, dem steten Wechsel der bald neu erwachenden bald wieder in Schlummer zurücksinkenden Grundkraft.

M o n u redet.

Von vielgestaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten
Lohn, 10)

10) Alles Leiden, was nicht bloß dem Menschen, sondern jedem fühlenden Wesen in diesem Leben hier widerfährt, ist nach der indischen Lehre Strafe für die in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen.

Zieles bewußt [11]) sind diese all, mit Freud' und Leid-
gefühl begabt.
Diesem Ziel nach nun wandeln sie, aus Gott kommend
bis zur Pflanz' herab,
In des Seins schrecklicher Welt hier, die stets hin zum
Verderben sinkt.

Als dieß All nun und mich erzeugt, der sich undenkbar
entwickelt stets,
Sank zurück in sich selbst wieder, Zeit mit Zeit nun
vertauschend er.
Während der Gott nun wachend ist, da regt strebend
sich hier die Welt,
Doch wenn ruhigen Sinns er schläft, sodann schwin-
dend vergeht es all.
So lang seelig nun er schlummert, wankt der wirken-
den Irdschen Schaar,
Irrend von der bestimmten That, der Geist selber er-
mattet dann.

---

11) Ontoh sonjna bhovonty etc. Jones übersetzt: have internal conscience. Die Zurückweisung in dem folgenden Verse: etodontastu gotoyo, — „diesem Ziel nun nach wandeln sie" — mit Wiederhohlung desselben Wortes schien mir dafür zu sprechen, daß ontoh sonjna heiße: sich ihrer Schranken, ihres Zieles bewußt, im Gefühl der Endlichkeit, im Vorgefühl des Todes.

Wenn dann ganz sie verschlungen erst im Grund jenes
Erhabnen sind,
Weil der, so alles Seins Leben, wohl süß schlummert,
der Kraft beraubt.
Alsbald geht er zum Dunkel hin, weilt lang da samt
der Sinne Kraft,
Wohl nicht thuend, was seines Thuns, geht aus der
irdschen Hüll' heraus.
Doch wenn aus eignem Stoff worden, den Keim deß,
was da geht und steht,
Er neu geschaffen durchdringet, alsdann nimmt irdsche
Hüll' er an.
So mit Wachen und Schlaf wechselnd, dieß All, was
sich bewegt was nicht,
Bringt zum Leben er stets hervor, vertilgt es, selbst
unwandelbar.

Die folgende Stelle fügen wir noch hinzu, weil die Folge der Elemente und ihr Charakter deutlicher darin entwickelt ist, als in der zuerst angeführten. Menu hat nun schon dem Bhrigu die weitere Darstellung seiner Lehre übertragen.

Bhrigu spricht.

Nach des Tags und der Nacht [12]) Ende besinnt wieder
sich vom Schlaf,
So besonnen erschafft er drauf den Geist, der ist und
nicht ist auch. [13])
Der Geist dann bildet die Schöpfung, wirksam jetzt
durch des Schaffens Trieb;
Aus dem zeugt sich dann Himmels Luft, die als Quell
wird des Schalls erkannt.
Aus der Luft [14]) nun Gestaltswandlung wird, der
rein alle Düfte trägt,
Dann erzeugt, mächtgen Windes Hauch, der Quell
aller Berührung ist. [15])
Aus des Windes Gestaltswandlung, geht hervor so
die Nacht zerstreut
Strahlend im Glanze die Lichtkraft, so der Quell der
Gestalten heißt.

---

12) Es ist von großen Weltzeiten die Rede.

13) Siehe die Anmerk. 3.

14) Akashon. Einige Europäer übersetzen dieses fünfte Element der Indier wohl durch Raum. Da ihm aber hier (wie im Bhogovotgita dem Khon) die sinnliche Qualität des Schalls zugeeignet wird, so ist es, wie Jones übersetzt, subtil aether.

15) Vayu, oder Windeskraft, der fühlbare Theil der Luft, dem die sinnliche Qualität des Gefühls zugeeignet wird.

Aus des Lichtes Gestaltswandlung Wasser, schmek-
kender Säfte Quell,
Erd' aus Wasser, des Geruchs Quell. So sind er-
schaffen die zuerst.

Zahllose Weltentwicklungen giebts, Schöpfungen, Zer-
störungen;
Spielend gleichsam wirket er dieß, der höchste Schöpfer
für und für.

III.

Aus dem Bhogovotgita.

Der Gegenstand des zweiten großen Heldengedichts der Indier, des Mohabharot, ist der Bürgerkrieg zwischen den Fürsten und Helden des Stamms der Mondskinder. Da die Veranlassung des Kriegs und die Geschichte desselben auf das Verständniß der philosophischen Episode, von der wir hier einige der wichtigsten Stücke geben, weiter keinen Einfluß hat, so übergehen wir dieß. Nur um durch die vorkommenden Nahmen nicht verwirrt zu werden, bemerken wir einiges über die Genealogie.

Puru, der Sohn des Buddho und Enkel des Chondro, oder des Mondes, war der erste

Ahnherr des ganzen Stamms. Kuru, der König von Kurukshetron, sein Nachkomme, der zweite. Von ihm stammen beide Partheien her, zwischen denen der Krieg sich auf Veranlassung der Draupoti entspann. Auf der einen Seite Bhishmo, Dhritorashtro und all die ihrigen, welche hier wahrscheinlich als die ältere Linie vorzugsweise die Kuru's genannt werden. Auf der andern Seite sind die Söhne des Pandu die Hauptführer; einer derselben von der Kunti, ist Orjun, den Krishno, welcher der Gott Vishnu in seiner achten Menschwerdung ist, beschützt und begleitet.

Beide rücken auf einem Streitwagen zusammen in die Schlacht; die Heere stehen gerüstet gegen einander; da Orjun all die Freunde und Blutsverwandte zum Schlagen bereit sieht, überfällt ihn ein großes Mitleiden. Krishno tröstet ihn durch die Lehre von der unwandelbaren ewigen Einheit, und der Nichtigkeit aller andern Erscheinungen. So beginnt das philosophische Gespräch, welches der Inhalt der berühmten Episode des Mohabharot ist; der Bhogovotgita, d. h. das Lied vom Bhogovan, mit wel-

chem Beinahmen Krishno hier meistens genannt wird.

Es ist dieses didaktische Gedicht ein beinah vollständiger kurzer Inbegriff des indischen Glaubens, und steht als solcher in hohem Ansehn. Wir haben nur einige der für die Philosophie merkwürdigsten Stücke ausgehoben.

Orjuns Klage.

(Aus dem ersten Odhyayo.)

Als nun gerüstet da sahe all der Dhritorash-
triden Schaar,
Im Anfang des Schlachtgetümmels, greifet den
Pfeil des Pandu Sohn,
Sagend darauf zum Bhogovan dieses Wort:
„O der Erde Herr!
In mitten stell' den Wagen mir der zwei Heere,
so sagt er, hier,
Daß ich die schaue, die dorten kampfbegierig ge-
rüstet stehn,
Auch mit welchen ich kämpfen soll, wenn diese
Schlacht beginnen wird;
Daß die kampflustgen ich schaun mag, die allhier
nun vereinigt sind.

Ruhm in furchtbarer Schlacht suchend, zu Dhritorashtro's Sohnes Gunst." —

Als dieses Wort dem Bhogovan nun von dem Schüler gesagt war,
Da inmitten der zwei Heere stellt er der Wagen herrlichsten. —
„Bhishmo'n, Drono'n im Antlitz uns, all die dorten die Könige,
Schaue sie hier, o Fürst! sprach er, der Kurus wohl vereinigt Heer." —
Und da sah er der Fürst, standen Väter, Großväter ferner da,
Lehrer dann, Oheim' und Brüder, Söhne und Enkel standen dort,
Blutsverwandte, Befreundte auch, hier und dort in den Heeren zwein. —
Als die nun sah der Kunti Sohn, all die Freunde gerüstet stehn,
Ergriff ihn hohes Erbarmen, daß klagend diese Wort' er sprach:
„Seh ich die Freunde, Krishno! all dort kampfgierig gerüstet stehn,
Schmelzen alsbald die Glieder mir, mein Antlitz verdorrend welkt,
Schaudern durchfährt den Körper mir, während das Haar sich sträubend hebt.

Gandiv [1]) auch sinkt aus der Hand mir, die
Haut selber am Leibe dorrt,
Nicht vermag ich zu stehn fürder, und es schwankt
mir schwindend der Geist.
Anzeichen seh' ich, unseelge, um mich her hier,
o Keshovo! [2])
Und kein Heil mag ich erspähen nach der Bluts=
freunde Mord im Kampf.
Nicht begehr' ich den Sieg Krishno! keine
Freuden noch Königthum.
Was frommt König sein, Göttlicher! was wohl
Reichthum, das Leben selbst,
Wenn jene, um welche werth uns Königthum,
Reichthum und Freuden sind,
Dort zum Kampfe gerüstet stehn, Reichthum nicht
achtend und Leben nicht.
Lehrer und Väter und Söhne, selbst Großväter,
dazwischen auch
Oheim' und Blutsfreund' und Enkel, Schwäher
und nah verbunden dann.
Nicht begehr' ich zu morden die, morden sie mich
auch, Göttlicher!
Für der drei Welten Herrschaft nicht, wie sollt'
ichs um die Erde thun?

---

1) Gandiv, der Bogen des Orjun.

2) Keshovo, der Lockige, ein Beinahme des Krishno, welcher an ähnliche des Apollo erinnert.

Wie möchten nach der Blutsfreunde Mord wir glücklich sein, Madhovo! [3])
Wenn auch jene es nicht sehen, weil Habsucht ihren Geist ergriff;
Da aber des Stammes Vertilgung uns als ein schwer Verbrechen, Freund!
Wohl erkannt ist, wie sollten wir nicht ab von dieser Sünde stehn?
O weh! ein großes Verbrechen sind zu vollbringen wir bereit,
Daß wir aus Gier nach Herrscherlust morden wollen den Freundes=Stamm.
Wenn unbewaffnet, ungerächt, selber bewaffnet mich im Kampf
Erschlüge Dhritorashtro's Schaar, wär' es leichter zu dulden mir.

Also sprach Orjun am Kampfplatz, niedersetzend im Wagen sich,
Legte dann Pfeil und Köcher hin, überwältigt im Geist von Schmerz.
Zu dem von Mitleid durchdrungnen, dessen Augen von Thränen voll,
Redete zu dem klagenden Modhu's Besieger dieses Wort.

---

3) Madhovo, Beinahme des Krishno.

Bhogovan.

(Aus dem Sankhyoyogo, dem zweiten Odhyayo.)

Woher hat mitten im Kampfe diese Weichheit ergriffen dich,
Die nicht rühmlich, nicht göttlich ist, Orjun! die Schande nur bewirkt.
Nicht der Schwäche ergieb du dich, Fürst! nicht also geziemt es dir.
Kleingeherzte Unthätigkeit lass', erhebe dich, Herrlicher!

Orjun.

O wie soll Bhishmo'n im Kampf ich und Dhrono'n, Modhu's Sieger [4]) Du,
In der Schlacht mit dem Pfeil treffen, die vor allen ich ehren muß?
Almosen wärs besser zu essen mir wohl als diese ehrwürdigen Lehrer morden.
Denn die, meine Lehrer, ermordend ja hier, mit Blut befleckt müßt' ich mein Gut geniessen.
Nicht wissen wir welches uns besser sein mag, ob jene wir oder sie uns besiegen,
Die selber wir mordend nicht leben möchten, die stehen kampflustig im Angesicht uns.

---

4) Modhu's Sieger, Beinahme des Krishno.

Besiegt ist mein Herz von des Mitleids Schwäche, dich
fleh ich an, weiß nicht was Pflicht hier zu sehn!
Was besser sei, sag es in Wahrheit du mir, dein Schüler
ja bin ich, o lehr es jetzt mich!
Und nichts erspähn kann ich, das mich befreite vom
Schmerz, der mir zehrend die Sinne dorret;
Und fänd' ich auch weiten Gebiets Besitzthum, ja selbst
im Reich himmlischer Helden herrschend.

Bhogovan.

Was nicht zu klagen ist, klagst du, redend doch
nach der Weisen Spruch.
Nicht die gehn, auch die bleiben nicht, beweint
jemals, wer weise denkt.
Nicht ich war irgend jemals nicht, noch du, noch
jene Helden dort;
Noch werden wiederum nicht sein irgend jemals
wir allesamt.
Wie im sterblichen Leibe hier Kindheit, Jugend
und Alter sind,
Wechselt des Lebens Hülle auch; wer dieß festhält,
den irret nichts.
Stoff und Eindruck, o Kunti's Sohn, machen
heiß, kalt, und Freud' und Leid,
Kommen und schwinden stets wechselnd; standhaft
trag' sie, Bhorots Sohn! 5)

---

5) Orjun ist ein Abkömmling des Kuru, so wie dieser vom

Welcher Mann nun, o Männer Haupt! durch dieß
all nicht erschüttert wird,
Gleich in Freud' und in Leid, standhaft, der gedeiht
der Unsterblichkeit.
Nicht was unwahr, wird seiend je, noch was nicht
ist, gefunden wahr;
Wohl ist der beiden Gränz' erkannt denen, welche
das Wesen schaun.
Unvernichtbar wohl ist, wisse, das wodurch dieses
All besteht;
Nicht mag vernichten irgend wer, was unsterblichen
Wesens ist.
Diese endlichen Leiber hier sind nur Hülle des
Ewigen,
Das keiner vernichtet noch mißt; auf denn! und
kämpfe, Bhorots Sohn.
Wer irgend wähnt, daß dieß tödte, und wer, daß
es getödtet sei;
Wohl nicht weise sind beide sie; nicht tödten kann's
und sterben nicht.
Gebohren wird's niemals und stirbt auch nimmer; nicht
gilt, es war hier und es wird sein, ist jetzt;
Denn unerzeugt ewig wohl ist's das alte, und nicht er-
stirbt's, wird auch der Leib getödtet.

Bhorot dem Sohn des Duschvonto und der Sokuntola abstammt. Daher jener Beinahme des Orjun.

Wer dieses Ewge erkannt hat, das unerzeugt,
unwandelbar,
Wie mag ein solcher wohl jemands Tod bewirken,
ihn tödten selbst?
Gleich wie ein Mann Kleider, die alt geworden, abwirft
und legt andre, die neu sind, ihm an;
So läßt auch dieß Wesen den Leib, den alten, alsobald
eingehend in andre neue.
Nicht mögen Waffen es spalten, noch wirds etwa
durch Gluth vertilgt,
Nicht vom Wasser wird's aufgelößt, nicht der trock=
nende Wind verzehrt's,
Unverwundbar, verbrennlich nicht, nicht zu schmel=
zen, zu trocknen nicht,
Alldurchdringend und bleibend ist's, auch unwan=
delbar ewiglich.
Unerklärlich, undenkbar wird's, unvertilgbar mit
Recht genannt;
Drum so du solches erkannt hast, ziemt dir's fürder
zu klagen nicht,
Wenn du dir's ewig entstehend, oder auch ewig
sterbend denkst,
Wahrlich dann, o erhabner Held! ziemt dir es zu
beweinen nicht.
Gewiß ist des Gebohrnen Tod, wie die Geburt des
Gestorbenen;
Weil dieß nun unvermeidlich ist, ziemt dir es zu
beweinen nicht.

Der Wesen Ursprung ist dunkel, klar nur die Mitte,
Bhorots Sohn,
Dunkel der Untergang wieder, was ist da nun zu
klagen noch?
Als Wunder betrachtet der ein' es staunend, als Wunder
spricht lehrend davon ein andrer,
Als Wunder hört Kunde von ihm ein andrer, und hat
er's vernommen, erkennt's doch keiner.
Ewig die Leiber durchwandert's, doch zerstörbar in
keinem Leib,
Drum kein lebendes Wesen nicht darfst du bekla-
gen, Bhorots Sohn!
Was deine Pflicht, im Aug haltend, solltest du
fürder zagen nicht;
Nichts wird höher als Kampfes Pflicht für den
Krieger gefunden wohl.
Wo ganz nach Wunsch vor den Augen sich ja auf-
thut des Himmels Thür;
Seelig wohl sind die Krieger, Fürst! denen zu
Theil wird solch ein Kampf.
Wenn aber diesen Beruf du nicht, des Kriegers
erfüllen wirst,
Dann deine Pflicht, ja die Ehr' auch setzest hintan
du, fällst in Schuld.
Es werden Schand' auch, ewige, dir nachreden die
Wesen all;
Des einst Gepriesnen Unehre muß noch jenseit dem
Tod bestehn.

Du seist aus Furcht gewichen, glauben die Wagen-
mächtigen; [6])
Denen so hoch du geehrt warst, wirst du leicht nun
geachtet sein.
Auch manches unwürdige Wort gesagt werden von
Feinden dir,
Schmach redend deiner Tapferkeit; was kann
schmerzlicher sein als dieß?
Fallend erlangst den Himmel du, siegreich freust
du der Erde dich;
Drum erhebe dich, Kunti's Sohn! auf zur
Schlacht mit entschloßnem Muth.
Beide gleich achtend, Freud' und Leid, Gewinnst,
Verlust, und Sieg und Tod;
Rüste denn also zur Schlacht dich jetzt, so ladst
auf dich du keine Schuld.

Aus dem vierten Odhyayo, dem Yojnoyogo.

Diese ewige Lehre nun offenbart' ich dem Vivo-
svan, [7])
Vivosvan machte sie Monu'n, Monu dem
Ikshvaku [7]) kund.

---

6) Beinahme der Helden.

7) Vivosvan, der Sohn des Sonnengottes; Ikshvaku, Sohn des Vivosvan und Ahnherr des ganzen Stamms der Sonnenkinder.

So erhielt einer vom andern lernend der Priester-
fürsten sie;
Durch der Zeit Länge aber ward zerstört die Lehre,
Herrlicher!
Eben die ist's, die heut' ich dir, die alte Lehre,
offenbart.
Mein Diener bist du ja, Freund, auch; das höchst'
ist's der Geheimnisse.

Orjun.

Es ist deine Geburt später, früher ja Bivosvans
Geburt;
Sage wie soll ich begreifen nun, daß zuerst du es
offenbart?

Bhogovan.

Viel sind meiner vergangnen Geburten, Orjun,
deiner auch,
Alle sie kenn' ich wohl wissend, du kennst nicht
sie, o Herrlicher!
Ungebohren, unwandelbar bin ich, auch aller Wesen
Herr;
Mein eigen Wesen beherrschend, entsteh' ich durch
den eignen Schein. 8)

8) Das Entstehen und Vergehen ist nur eine Täuschung, Maya. Diese Maya aber, welche die Quelle der Welt der Erscheinungen ist, ist eine Wirkung der Kraft des Gottes.

So oft als nun ein Verschwinden des Rechts sich
zeigt, o B h o r o t s Sohn!
Ein Emporsteigen des Unrechts, erschaff' alsbald
mich selber ich,
Zu erretten die Rechtschaffnen, zu vernichten die
übles thun,
Fest das Recht wieder zu stellen, komm' ich ins
Sein von Zeit zu Zeit.
Wer mein göttlich Entstehn und Thun wohl er-
kennt nach der Wahrheit Grund,
Den Leib lassend, zur Welt wiederkehrt der nicht,
O r j u n, kommt zu mir.
Von Stolz, Furcht und von Zorn befreit, zu mir
strebend durch mich, aus mir,
Kommen der geistig Frommen viel in mein Wesen
vereint [9]) zurück.

Aus dem fünften Odhyayo, dem Sonnyasoyogo.

Den erkenn' als enthaltsam stets, der nicht klaget und
nichts begehrt;

---

9) Es ist oft schwer, für die metaphysischen Worte der indischen Sprache, ganz entsprechende zu finden. Y u k t o z. B. was hier in der Urschrift steht, ist der Wurzel und der Form nach ganz dasselbe wie das lateinische junctus. Oft heißt es nichts weiter als praeditus; wo es aber einen ganz geistigen Sinn hat, habe ich es bald durch v e r e i n t, bald durch v o l l e n d e t übersetzt.

Fern von Zwiespalt [10]), o Mächtiger! wird der seelig, der Bande frei.
Erkenntniß trennen und Handeln thöricht redende Knaben nur;
Wer an dem Einen stets festhält, findet der beiden Frucht zugleich.

Hier schon gewinnen den Himmel, deren Geist in der Gleichheit steht;
Ganz vollkommen und gleich ist Gott, darum ruhen in Gott sie stets.
Nicht erfreue sich je des Glücks, und nicht klage im Unglück auch,
Wer festgesinnt, von Thorheit frei, Gott erkennend in Gott beharrt.
Wen nicht äußres Gefühl anzieht, findet in sich was seelig ist;
Mit Gott die Einung vollendend, hat er ein unzerstörbar Gut.

Wer nun schon hier ertragen kann, noch eh' frei er des Leibes ward,

10) Dieses ist ganz metaphysisch zu verstehen: fern von aller Dualität; alles auf die Einheit beziehend, wie es in mehreren Stellen des Gedichts zur Genüge auseinander gesetzt wird.

Der Begierd' und des Zorns Gewalt, der ist seelig vollendet wohl.
Wer innen innren Glücks sich freut, und wer innen erleuchtet ist,
Der geht als Frommer Gotterfüllt wieder in Gottes Wesen ein.
Das Wesen Gottes erreichen die Heiligen von Sünde rein,
Frei im Geiste von Zweifeln ganz, in aller Wesen Lieb' erfreut.

Aus dem sechsten Odhyayo, dem Atmosonyomoyogo.

Der wahrhaft Fromme steht ewig einsam in sich mit seinem Geist,
Einheit-beseelt, des Sinns Sieger, sonder Begier, von nichts berührt.

Wer vereinigt [11] sein Innres stets, und als Frommer den Geist beherrscht,
Die höchste geistige Ruhe erreicht der, die da wohnt in mir.

Wenn fest geordnet das Denken in sich selber beharrend ruht,

---

11) Siehe die Anmerkung 9.

Keine Begierd' ihn je berührt, dann heißt ein Frommer
das mit Recht.

Wie am windlosen Ort ein Licht, nicht bewegend,
dieß Gleichniß gilt
Von dem Frommen der sich besiegt, nach Vollendung
des Innern strebt.
Da wo das Denken freudig wirkt, durch der Frömmig-
keit Trieb bestimmt,
Wo er den Geist im Geiste schaut, in sich selber be-
glückt ist er.
Wer das unendliche Gut, was übersinnlich der Geist
ergreift,
Dorten erkennt, mit nichten weicht standhaft der von der
Wahrheit ab.
Welches erreichend, er kein Gut höher noch achtet je
als dieß;
Worin durch Leiden noch so groß, standhaft er nicht
erschüttert wird.

Immer mehr freu' er sich der Gesinnung, die standhaft
ist.
In sich selbst fest den Geist stellend, sinn' er nichts
anders fürder mehr.
Wohin immer der Geist wandert, der leichte, unbe-
ständige;
Von da dieses zurückhaltend, stell' er in sich die Ord-
nung fest.

Jener, der ruhig so gesinnt, des Frommen höchstes
Gut und Glück
Erreicht er, alles Scheins befreit; Gottes Wesen von
Flecken rein.
Immer vollendend sein Innres, wird der Fromme von
Sünde frei,
Berührt Gott in der Seeligkeit und genießt ein unend-
lich Gut.
In allen Wesen das Selbst [12]), sieht wieder die Wesen
all' im Selbst,
Welcher wiedervereinten Sinns, alles mit gleichem
Muthe schaut.
Wer nur mich überall erblickt, und wer alles erblickt
in mir,
Nimmer werd' ich von dem fern sein, noch wird von
mir er je getrennt.
Wer den allgegenwärt'gen, mich, verehrt, und fest an
der Einheit hält,
Wo er immer auch wandeln mag, wandelt der Fromme
stets in mir.

---

12) Atmo heißt zugleich selbst und Geist, und ist oft schwer ganz genau auszudrücken. Ich und Ichheit darf man es nicht übersetzen, weil es dafür ein andres Wort giebt, Ohonkaro.

Aus dem siebenten Odhyayo,

dem Jnanovijnanoyogo.

Bhogovan.

Zu mir hin mit dem Geist strebend, Andacht übend, daheim in mir,
Wie du mich frei von Zweifeln gleich wirst erkennen, vernimm o Fürst!
Diese Weisheit und Kenntniß sei ohne Rückhalt dir kund gethan.
Wenn dieß erkannt, ist nichts fürder hier des Erkennens würdig noch.
Von tausend Menschen ist einer etwa, der nach der Tugend strebt,
Von den nach Tugend strebenden einer, der mich in Wahrheit kennt.
Erde, Wasser und Wind, Feuer, Luft [13]) und Geist, der Verstand sodann,
Ichheit; dieß sind die acht Stücke meiner getheilten Wesenkraft.
Doch ein andres als dieß, höh'res Wesen an mir erkenne du,

---

13) Khon wird auch Aether übersetzt. Vayu ist der fühlbare Theil der Luft, welchem die Indier die Eindrücke der Berührung und den Sinn des Gefühls zuschreiben; khon ist der verborgnere Theil der Luft, in dem der Schall erzeugt wird.

Was die ird'schen belebt, Orjun! auch die Welt hier
erhält und trägt,
Dieß ist die Mutter der Dinge, aller zusamt, das
glaube,.Freund!
Ich bin des ganzen Weltenalls Ursprung, so wie Ver-
nichtung auch.
Ausser mir giebt es ein andres höheres nirgends mehr,
o Freund!
An mir hängt dieses All vereint, wie an der Schnur
der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft [14]) im Flüssigen, bin der Sonn' und
des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft,
im Mann der Geist.
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch
des Strahlenquells,
In allen Ird'schen das Leben, bin die Buße im
Büßenden.
Alles Lebendigen Saame bin ich, wisse, von Ewig-
keit;
Bin in den Weisen die Weisheit, ich der Glanz auch
der Strahlenden.
Dann die Stärke der Starken ich, die von Begier und
Stolz befreit;
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durchs Recht
beschränkt, o Fürst!

---

14) Dasjenige, was den verschiedenen Flüssigkeiten den Ge-
schmack, die eigenthümliche Qualität giebt.

Welche Naturen nun wahrhaft, scheinbar nur oder
finster sind, [15])
Aus mir sind, wisse, auch diese; nicht ich in ihnen,
sie in mir.
Durch die Täuschung nun dieser drei Eigenschaften ist
ganz bethört
Alle Welt und verkennt mich, der über jenen, unwandelbar.
Göttlich ist sie, die Welten schafft, [16]) meine Täuschung,
wird schwer besiegt;
Aber die, welche mir folgen, schreiten über die Täuschung hin.
Nicht folgen die Verbrecher mir, noch die Thoren und
Niedern nach,

---

15) D. h. die drei Welten der alten indischen Lehre: die Welt der Wahrheit, die des Glanzes oder Scheins, und die der Finsterniß, entspringen gleichfalls aus mir. Eigentlich aber ist diese ganze Ansicht nicht der Wahrheit gemäß, und jene Dreiheit eine Täuschung und bloße Erscheinung. Eine andere Stelle des Gedichts geht noch stärker gegen diese Lehre von drei Welten oder drei Eigenschaften, und zugleich gegen die Veda's, worin diese Ansicht herrscht:

Die Veda's gehn auf drei Wesen, nicht von drei Wesen
sei, o Freund!
Nicht zwiefach, sondern wahrhaft stets, unbestrebt, duldend, geistig sei!

16) Siehe die Anmerkung 8.

Welche vom Schein im Geist bethört, zu den Dämonen
sich gewandt.
Vier Arten sind's, die mich ehren, der guten Menschen,
o Bhorots Sohn!
Wer arm ist, wer nach Weisheit strebt, wer Reichthum
wünscht, der Weise dann.
Von diesen ist's der Weis' allein, der stets vereint dem
Einen dient;
Wohl ein Freund bin ich des Weisen, sehr, so wie er
der meine ist.
Alle verdienen hohes Lob, der Weise gilt wie ich bei
mir;
Zu mir richtet den letzten Weg hin sein wiedervereinter
Geist.
Am Ende vieler Geburthen schreitet der Weise hin zu
mir;
„Daß Vasudevo [17]) alles ist," wer so groß denkt,
ist selten wohl.
Von dem und dem Gelüst bethört, folgen sie andern
Göttern nach,
Errichten die und die Satzung, durch die eigne Natur
bestimmt.
Wer auch was für ein Bild dienend im Glauben zu
verehren wählt,
Den festen Glauben desselben, ich bin's allein, der den
entflammt.

17) Vasudevo, Krishno der Sohn des Vosudevo.

Er, des Glaubens begabt also, ist nun bemüht um
jenes Gunst,
Und erreicht auch die Wünsche dann, von mir bestimmt,
wie's mir gefällt.
Endlich doch ist die Belohnung dieser wenig erkennen=
den;
Zu ihnen kommt, wer den Geistern diente, die meinen
dann zu mir.
Sichtbar zu greifen wähnen sie mich, die Thoren, der
unsichtbar,
Kennen mein hohes Wesen nicht, das ew'ge, aller=
habene.
Nicht was sichtbar des Alls bin ich, in der Meinungen
Schein verhüllt, 18)
Die Welt kennt nicht, die thörichte, mich den ew'gen,
der unerzeugt.
Ich kenne die vergangnen all, die jetzt seienden,
Orjun! auch,
Und die zukünftigen Wesen; mich erkennt aber keiner
je.
Die aus Neigung und Haß entspringt, durch der Zwei=
heit Verblendung, Fürst!

---

18) Yogo heißt eine Glaubenslehre, wie denn die einzelnen Abschnitte des Bhogovotgita selbst Yogo's genannt werden. Hier sind aber offenbar die falschen bloß sinnlichen Religionen und Lehren der Vielgötterei und des Dämonen-Dienstes gemeint.

Wandeln von Anfang zum Irrthum alle Irdischen, o
Bhorots Sohn!
Doch wenn die Schuld vertilgt endlich deren, die reinen Wandels sind,
Von der Zweiheit Verblendung frei, ehren sie mich,
im Glauben fest.

Aus dem achten Odhyayo.

Bhogovan.

Es kehret nicht zur Sterblichkeit die vergänglich, der
Leiden Haus,
Wer mich erreichte noch zurück, hoch am Ziel der
Vollkommenheit.
Wiederkehrender Art,[19]) Orjun! sind aus Brohma
die Welten all;
Wer mich erreicht hat, Kunti's Sohn, ist der fernern
Geburth befreit.

---

19) Hier wird dem Krishno ganz deutlich der Vorzug vor Brohma gegeben. Vom Brohma rühren die Welten der Erscheinung her, in denen Seelenwanderung Statt findet, und stets erneute Rückkehr ins Leben, die hier als ein Unglück betrachtet wird. Krishno ist der Gott der ewigen Einheit und des wahrhaften Wesens.

IV.

Aus der Geschichte der Sokuntola nach dem Mohabharot.

Es sind in der Episode des Mohabharot, welche die Geschichte der Sokuntola enthält, vorzüglich zwei Momente derselben ausführlich behandelt, wovon der eine, die Geburth der Sokuntola, in dem Schauspiele des Kalidas nur im Vorbeigehn erwähnt, der andre aber, die Scene der Verläugnung und der endlichen Wiedererkennung bei dem König Dushvonto sehr verschieden behandelt ist.

Da wir diese beiden Stücke vorzüglich nur als Beispiele der ältern indischen Poesie geben, so sind, wo es ohne Schaden des Zusammen-

hanges geschehen konnte, einige Distichen ausgelassen, deren Inhalt bloß dogmatisch oder voll historischer Anspielungen war, um nicht durch viele Anmerkungen den poetischen Eindruck stören zu müssen.

Geburth der Sokuntola.

Die Scene beginnt da, wo König Dushvonto sich bei einer Jagd in den Wald vertieft, und den heiligen Büßer Konvo, der dort in der Einsamkeit lebte, aufsuchen will. Er trift die schöne Einsiedlerin, und ist sehr begierig, zu erfahren, wer sie sei. Denn wäre sie, wie er glaubt, Tochter eines Brahminen gewesen, so würde er sich nicht mit ihr haben verbinden dürfen.

Allein ging der Fürst nun hin, ihm folgten seine
Räthe nicht,
Sah in der einsamen Wohnung nicht den andächtigen Heiligen.
Als er den Heilgen nicht erblickt, leer des Einsiedlers Hütte sah,
Ließ er von seiner Stimme Schall wiederhallen
umher den Wald.
Aber sein Rufen vernahm jetzt, schön wie Sri
von Gestalt die Magd,

Trat hervor aus der Hütte dort in der Einsiedlerinnen Tracht.
Als Dushvonto, den König, nun die schwarzäugigte Magd erblickt,
Sagte sie schnell ihm Willkommen, bot ihm mit Ehrerbieten Gruß;
Bediente dann mit dem Sessel ihn, mit Waschen der Füße auch,
Fragte nach seinem Wohlsein dann, wünschte dem Kön'ge Glück und Heil.
Als sie nun ihn bedient hatte, sein Wohlbefinden auch gesehn,
Sagte sie lächelnd jetzt zu ihm: „Was ist weiter zu deinem Dienst?" —
Zu ihr sagte der König drauf, zum holdredenden Mädchen er,
Da so schön die Gestalt er sah, nach den Ehrenbezeigungen:
„Ich kam hierher um dem großen Heilgen, Konvo zu huldigen.
Wo ging er hin der göttliche? Das, o du schöne! sage mir." —

Sokuntola.

Es ging mein göttlicher Vater, Früchte zu hohlen nur von hier;
Nur einen Augenblick verzieh, so wirst du rückgekehrt ihn sehn.

Als er den Heilgen nicht erblickt, auch sodann dies gesprochen war,
Er sie sahe so voll Anmuth, die süßlächelnde, liebliche,
Die in der Reitze Glanz strahlte, wie in Andacht und Demuth auch,
Der Tugend Schöne besitzend, sprach er also der Erde Fürst:

„Wer bist du, Holde, und wessen? weshalb zogst in den Wald du hier?
Mit so hoher Gestalt begabt, und wo kamest du Schöne her?
Durch deiner Schöne Anschauen hast die Seele du mir geraubt;
Dich zu kennen verlangt mich; sag es, liebliche, alles mir.“ —

Als nun der König dieß gesagt, gab darauf in der Hütte dort
Lächelnd das Mädchen die Rede wieder, sprach sie mit holdem Laut:
Für des Konvo, des göttlichen, Tochter gelt ich, erhabner Fürst!
Des festgesinnten Büßenden, des Weisen, der das Recht erkennt.

Duſhvonto.

Erhaben denkend und göttlich, heilig iſt er und
allgeehrt;
Dhormo [1]) ſelbſt mag vom Pfad wanken, doch
es wankt ſolch ein Frommer nicht.
Wie kannſt deß Tochter gebohren du alſo ſein,
liebliche!
Dieſen mächtigen Zweifel nun wolleſt du jetzo
löſen mir.

Sokuntola.

Wie ich hieher gekommen bin, welches zu wiſſen
du begehrſt,
Vernimm es Fürſt der Wahrheit nach, wie ich
des Heilgen Tochter bin.
Es kam einſt hier ein Frommer her, meinem Ur-
ſprunge fragt' er nach;
Dem erzählte der Göttliche folgendes, das ver-
nimm nun, Fürſt!

Konvo ſprach:

„Viſvomitro, der Büßende, übte ſo großer Buße
Werk,
Daß der König der Geiſterſchaar, Indro, ge-
waltig drob erſchrak,

1) Der Gott der Gerechtigkeit.

Daß nicht des Helden Andachtsgluth ihn erschüttre von seinem Sitz.

Diese Gefahr nun befürchtend sprach er also zur Menoka:

Indro.

Der Nymphen himmlische Reitze preis't man, o Menoka, an dir;

Einen Dienst thue mir, Mädchen; was ich dir sage, das vernimm!

Der wie die Sonne im Glanz strahlt, Visvomitro, der Heilge dort

Vollbringt so furchtbare Buße, daß mein Geist mir erzittert drob.

Menoka! dein Geschäft ist dieß: Visvomitro, der mich bedroht,

Furchtbar zu schaun, von festem Geist, wandelt in grimmer Buß' er stets,

Daß vor dem nicht mein Thron falle; zu dem geh' und gewinne ihn,

Gehe hin wo er Buße übt, thue die höchste Liebe mir;

Blühend in Schöne der Jugend, und mit lächelnder Worte Laut,

Feßl' ihn auch mit der Freuden Reitz, wende von seinem Werk ihn ab.

Menoka.

Hochstrahlend ist der Göttliche und dazu auch erhaben fromm;
Wie er geneigt zum Zorne sei, ist dem Gebieter auch bekannt.
Den strahlenden nun, den frommen, zornigen, hochgesinnten Mann,
Vor dem du selber dich fürchtest, wie sollt' ich ihn nicht fürchten denn?
Er, der den großen Vosishto [2]) der theuren Söhne einst beraubt,
Zu dem du selbst, den Mond fürchtend, um Hülfe gingst, der Geister Herr!
Ihn, der vollbracht die Thaten all, ja wohl sehr muß ich fürchten den;
Wie sein Zorn nicht verzehre mich, dessen belehr', Gebieter, mich!
Deß Glanz die Welten entflammen, deß Fuß die Erd' erschüttern mag,
Der zerschmettern den Berg Meru, leicht verwirren die Räume [3]) kann,
Der mit solcher Andacht begabt, in Gluth strahlend dem Feuer gleich,

---

2) Von mehren historischen Anspielungen der Art auf die großen Thaten des Visvomitro, haben wir des Ueberganges wegen diese eine beibehalten.

3) Die Räume der Welt.

Wie möcht' ein Mädchen unsrer Art ihn berühren,
der heilig ist;
Deß Antlitz strahlt wie die Flamme, deß Blick
leuchtet wie Sonn' und Mond,
Wie mag, Gebieter! Kalo's 4) Schlund eine
von uns berühren wohl? —
Weil aber der König mich angesprochen, wie sollt' ich
nicht gehn vor des Heilgen Antlitz!
Ersinne Rettung denn für mich, Gebieter! daß ich für
dich gehend errettet bleibe.
Wenn du es willst, laß das Gewand den Marut, des
Windes Gott, weg von mir wehn im Tanze,
Begleiten muß Monmotho 5) auch dieß Geschäft,
durch deine Gunst mir als Gehülf' er beistehn.
Laß aus dem Wald Düfte mir wehn den Vayu, zu
jener Zeit, da ich den Seher feßle.
Als dieß gesagt und von ihm war bestätigt, da ging sie
zur Hütte des Einsiedlers hin.

Als die liebreitzende nun sah, schuldgereinigt durch
fromme Gluth
Visvomitro, den Büßenden, in der einsamen
Wohnung dort;
Da begrüßte sie zuvor ihn, tanzt und scherzt vor
dem Heilgen dann;

---

4) Der Gott der Zeit, und dann der Zerstörung, des Todes.

5) Der Gott der Liebe.

Abwehte ihr Gewand Marut, das gleich dem
Monde glänzende.
Wie von ihr das Gewand nun sank hin zur Erde, da blickte sie
Lächelnd, die lieblich reitzende, oft den beschämten
Marut an;
Während der Seher dort zuschaut, der wie die
Flamme strahlende.
Als Visvomitro nun jene, die fleckenlos da vor
ihm stand,
In ihr Gewand verwickelte, er der einsamen Seher
Fürst, –
Und die der Wind enthüllt hatte, die vollblühenden Reitze sah,
Ihre hohe Gestalt erblickt', er, der der Weisen
König war,
Da ergriff ihn der Neigung Gluth, fiel er in der
Begierde Macht.
Jene ladet er zu sich ein, willig folgte die himmlische;
So verlebten zusammen sie eine glückliche Zeit
daselbst,
Sich ihrer Liebe erfreuend, bis nach bestimmter
Zeiten Lauf
Der Seher von der Menoka die Sokuntola
hat erzeugt.

Dort in des Himovan Wildniß, am Gestade der Malinī
Bracht' ans Licht ihres Leibes Kind, an Malinī's Fluthen Menoka.
Da ihr Geschäft sie nun vollbracht, ging alsbald sie zum Indro auf,
Ließ in dem wüsten Wald die Frucht, wo der Tiger und Löwe haus't.
Da nun schlummernd die Sokunta's [6]) sahen das Kind, umringten sie's,
Daß nicht tödten im Wald' es dort möchte reissender Thiere Schaar.
So ward der Menoka Tochter da beschützt von der Geier Schaar.
Als ich zum Bade dorthin kam, sah ich im Schlummer ruhn das Kind,
Dort im einsamen Waldesthal, rund umringt von der Geier Schaar;
Ich nahm sie auf nun, und zu mir, hielt sie fürder an Tochter Statt.
Weil ich in einsamer Wildniß sie von Sokunta's fand umringt,
Ward der Nahme Sokuntola ihr gegeben sodann von mir.

---

6) Eine Art Geier; vultures erklärt es Wilkins.

Du weißt nun, wie Sokuntola, o Heilger, [7] meine Tochter ward;
Für ihren Vater auch hält mich Sokuntola, die Tadels frei."

Also that meine Geburth er, sie dem Heilgen erzählend, kund.
Wie ich die Tochter des Konvo sei, weißt du also, erhabner Fürst.
Als Vater acht' ich den Konvo, kenne ja meinen Vater nicht;
Diese Geschichte, o König! hörtest du, wie es sich begab.

Rede der Sokuntola an den Dushvonto.

In der Behandlung dieses Theils der Geschichte weicht das alte Heldengedicht sehr vom Kalidas ab. Auch im Mohabharot wird Sokuntola von dem Dushvonto zuerst verläugnet und verworfen, worauf denn endlich die Wiedererkennung und Versöhnung folgt. Von der Zauberei mit dem Ringe aber kommt hier nichts vor. Der Knabe ist schon sechs Jahre alt, als

7) Man erinnere sich, daß Konvo zu dem frommen Pilger spricht, der nach Sokuntola's Herkunft gefragt hatte.

Sokuntola mit ihm an Hof zu dem König geht, um diesen an das gegebene Versprechen, daß er ihren Sohn zum Erben des Reichs erklären wolle, zu mahnen. Duschvonto verläugnet die Sokuntola nur deswegen, weil er fürchtet, wenn er so leicht ohne Beweis in die Anerkennung willige, möge Verdacht gegen die Aechtheit des Kindes bei den Großen des Reichs entstehen; vielleicht auch, um die Geliebte auf die Probe zu stellen.

Sokuntola geräth über seine Härte in hohen Unwillen, und endlich bricht ihr Schmerz in folgende Rede aus, die den Untreuen an die Stimme des Gewissens und der allsehenden Gottheit erinnert, ihm die Heiligkeit der Ehe und die Schönheit der kindlichen Natur schildert, und mit einer sanften Klage über ihr Unglück endet.

Wohl mich kennend, erhabner Fürst, warum redest du so zu mir;
„Ich kenne dich nicht", ganz furchtlos, wie ein niedrig gebohrener?
Da dein Herz doch wohl wissend ist, was hier wahr und was falsches ist;
Dieß Kind der Liebe verwerfend, schmähst du dadurch ja selber dich:

„Ich bin's allein", also gedenkst in dir du, kennst nicht
den im Herzen, den alten Seher [1]);
Willst, dem bekannt alle des Schuld'gen Thaten, im
Angesicht dessen die Sünde begehn.
Denkst, wenn vollbracht die Unthat ist: „Keiner weiß
ja, daß ich es war;"
Doch es wissen's die Götter all, selbst auch innen
der inn're Mensch.
Sonn' und der Mond, Feuer und Luft, die Himmel,
die Erd' und Fluth, innen das Herz, die Tief' auch,
Ja Tag und Nacht, samt den Zeiten beide, auch des
Rechts Gott, sehen das Thun des Menschen.
Dort im Abgrund des Todes Gott, verlöscht was
übles der gethan,
Mit dem zufrieden der Geist ist, so die That schauend
in uns wohnt;
Doch mit wem nicht er zufrieden, wer von übler
Gesinnung ist,
Den vernichtet des Todes Gott selbst, den schuld'gen,
in übler That.
Mich die selbst du gewählt hattest, o verschmäh
die getreue nicht;
Achtend nicht, die du achten sollst, mich dein eigen
bestimmtes Weib.

---

1) Den im Herzen, den alten Seher, oder den alten Einsiedler hritsoyom munin puranon; das Gewissen.

O warum blickst du verächtlich auf mich, wie eine
niedrige?
Nicht ja in einer Wüste hier klag' ich, warum
nicht hörst du mich?
Aber wenn du der flehenden, nicht ein Wort mir
gewähren willst,
In hundert Stücke, Duschvonto! wird zersprin-
gen alsbald mein Haupt.

So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wieder-
gebohren selbst
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter
Seher Zeugniß spricht. [2])
Wohl ist die Frau des Manns Hälfte, die Frau
der Freunde innigster;
Ist die Frau alles Heiles Quell, die Frau Wurzel
des Retters auch. [2])
Freundinnen sind dem Einsamen sie zum Trost mit
süßem Gespräch;

2) Das Geheimniß der Ehe nach der indischen Lehre beruht erstlich darauf, daß diese Verbindung auch in jenem Leben fortdauert, vorzüglich aber darauf, daß der Sohn, der der Vater selbst in einer neuen Verwandlung ist, allein das Vermögen besitzt, durch fromme Werke und Gebräuche der Andacht die Seele des Vaters von den Strafen, die er für seine Verschuldungen in jener Welt leiden muß, zu befreien. Daher wird er der Retter des Vaters genannt, und daher wird es für das größte Unglück geachtet, keinen Sohn zu haben.

Zu der Pflicht Uebung wie Väter, tröstend im
Unglück Müttern gleich.
Scheidet die Frau nun zuerst hin, schaut zum Ge=
mahl sie, harrend sein;
Doch starb zuvor der Geliebte, folget sie willig
gleich ihm nach.
Um solcher Ursach, o König, wird hoch begehrt
der Ehe Bund;
Weil der Mann sein Gemahl besitzt, in der Welt
hier, in jener auch.
Als er selbst, von ihm selbst gezeugt, ist nach der
Weisen Sinn der Sohn;
Drum soll der Mann sein Weib achten, die des
Sohns Mutter, Mutter gleich.
Den Sohn aus seinem Weib' erzeugt, wie im
Spiegel das Ebenbild,
Ist dem Vater zu schaun freudig, wie dem Seel'=
gen der Himmel ist.
Wenn auch versengt vom Seelenschmerz, Krank=
heit leidend die Menschen sind,
Freuen sie doch ihrer Weiber sich, wie die Fluth
labt die schmachtenden.
Wenn sich das Kind zu ihm wendend, wie es am
Boden hat gespielt,
Fest um des Vaters Glieder schließt, was giebt's
höheres noch als dieß?
Ihn, den du selbst eigen gebildet, diesen Sohn
hier, der liebevoll

Auf dich schauend zur Seite blickt, o warum denn
verschmähst du ihn?
Sorgen um ihre Eier doch, sie nicht brechend, die
Vögel selbst;
Wie geschieht's denn, daß du verläßst, des Rechts
kundig, den eignen Sohn?
Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen sind
zu berühren nicht
So sanft, als des umarmenden Kindes Berührung
lieblich ist.
So berühre umarmend dich hier der Knabe, der
lieblich blickt;
Holder als Kindes Berührung, hat die Welt kein
Gefühl ja nicht.
Aus deinem Leib' erzeugt ward er, von dem Manne
ein andrer Mann;
Wie im Spiegel des klaren Quells, siehe den
Sohn, ein zweites Selbst.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom
Heerd genommen wird,
So ist von dir erzeugt dieser, du selbst der Eine,
ungetheilt.

Ein Jäger wanderte umher, war zu jagen das
Wild bedacht;
Ich war's, Fürst! die gefangen ward, ach ein
Mädchen in Vaters Hain.

Der himmlischen Gespielinnen erste, die Menoka genannt,
Stieg vom Himmel zur Erd' herab, empfing vom Visvomitro mich.
An des Schneegebürgs Seite gebahr mich dann die himmlische,
Und mich verlassend dort ging sie böse, wie einer andern Kind.
Welch' ein Verbrechen wohl hab' ich im vor'gen Leben einst verübt,
Daß von den Mein'gen verlassen ich als Kind ward, und jetzt von dir.
Wie dir's gefällt, verlassen denn will ich zu meiner Hütte gehn;
Den Knaben aber verlassen darfst du nicht, der dein eigen ist.

Zur Gymnas. Biblioth.
Decemb. 1817.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlegel, Friedrich <<von>>,

Ueber die Sprache und Weisheit der Indier ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde ; nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte

Heidelberg 1808

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.4923
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11112151-0